

Hastings & Grey



4 Der Glasflaschensammler
Ein Roman von Maximilian Weigl

Maximilian Weigl
maxweigl@web.de
www.longwayhome.de

Hastings & Grey
DER GLASFLASCHENSAMMLER

VERÖFFENTLICHTE VERSION
02. Mai 2010

Dieses Buch gibt es auch als Hörbuch unter
www.longwayhome.de



AMMERBUCHER SCHREIBZIRKEL
BAND ZWEI

Dieses Buch wurde unter der
Creative-Commons-Lizenz BY-NC-ND veröffentlicht.



In Worten bedeutet das:

Die Weiterverbreitung ist erwünscht.

Sei es per E-Mail, ausgedruckt oder über Tauschbörsen:
Du hast durch diese Lizenz den Segen, all dies zu tun.

Mein Name muss als Autor genannt werden.

Nicht mehr und nicht weniger.
Der Name Maximilian Weigl muss immer dabeistehen,
wenn du dieses Dokument verbreitest.

Die Verbreitung darf nur unkommerziell geschehen.

Schlicht: Es ist verboten, Geld dafür zu verlangen, egal wo, wann,
warum und wieviel.

Das Dokument darf nicht verändert werden.

Das heißt, das Schriftstück darf weder gekürzt, verlängert,
noch sonstwie abgeändert werden. Eine Überführung in ein
anderes Medium (z.B. in ein Hörbuch) geht in Ordnung,
jedoch würde ich es begrüßen, wenn ihr mich in so einem Fall
kontaktiert.

Alle Rechte liegen beim Autor.

Das Titelbild wurde erstellt unter Verwendung
von Bildern von imageafter.com.
Die Spielkarten entstammen den Wikimedia Commons.

Dem Kritiker gewidmet, der mir meine
Hastings-&-Grey-Skripte auseinandernimmt:

Florian Reitmann

Mit Dank an meine Testleser

Hirad Akbary

Stephanie Pelzer-Bartosch

Dieter Stiewi

Marco Rosenberg

In Demut vor

Stephen King & Roberta Williams

Das Café Marouzeau lag an einem der armseligsten Plätze der bescheidensten Kleinstadt der einsamsten Gegend des Landes, und Ben Hastings äußerte dieses Urteil nicht leichtfertig, war schließlich er es, der im Gemeinen Menschenansammlungen mied. Sie bedeuteten Ärger, dachte er, und Ärger gefiel ihm nicht. Doch was Pennylane Plaza, eben jener armseligste Platz in Willington Lakes verschrobener Altstadt, zu bieten hatte, sah gar nicht nach den blumigen Versprechungen des Touristenführers aus, sondern nach einem von Morgendunst begrabenen Kreis aus Pflastersteinen und Verbotsschildern, umrahmt von Gastronomieruinen und den von allerschicklichster Farbsprühkunst verschönerten Resten der antiken Stadtmauer. Ben gefiel das alles. Überhaupt gefiel ihm Willington Lake, doch hatte sein Freund Thomas Grey angedeutet, dass er eher bei der städtischen Müllabfuhr anheuern wolle, als länger in diesem Kaff zu bleiben. Dabei war Willington Lake solch ein Kaff gar nicht, fand Ben: Es beherbergte über achtzigtausend Einwohner, die in dreizehn Stadtteilen wohnten, auf achtzehn unübersichtlichen Buslinien zu fünf Kinos mit Kneipenanbindung fahren, sich dort betrinken, verprügeln und in einer der neun Polizeistationen ausnüchtern konnten. »Thomas, es gibt doch sogar eine Straße mit Neonreklame, und die leuchtet selbst tagsüber. Was willst du mehr?« Doch wie üblich ließ sich Thomas von den vollmundigen Anpreisungen seines Freundes nicht umstimmen. Ihn zog es in eine richtige Großstadt mit geselligen Plätzen zu Füßen hochgewachsener Bürogebäude, mit Insiderbars, in denen Live-Musik gespielt wurde, einer großen Auswahl an exotischen Restaurants, und er wäre sofort – und ohne sich von Ben aufhalten zu lassen – in den Wagen gestiegen und hätte dieses Nest Willington Lake kopfüber verlassen, wäre ihnen nicht beim Früh-

stück im Marouzeau ein junger Mann begegnet, den die beiden nur allzu gut kannten. Er saß ein wenig entfernt und ließ, einen Bagel im Mund, die Hände geschmeidig über die Tastatur eines angejahrten Notebooks gleiten. Ein mobiles Tonaufnahmegerät stand hochkant daneben; ab und zu hörte er sich eine Passage an, stoppte es wieder und schrieb ein paar Zeilen. Als er Ben und Thomas sah, lächelte er, stand selbstsicher auf und kam mit kleinen Schritten zu ihnen. Seine Kaffeetasse hatte er mitgenommen, als ob er genau wüsste, dass er sich nicht getäuscht haben konnte.

»Thomas Grey und Ben Hastings?«

Ben erkannte vor allem die Stimme des Mannes, eine etwas zu hoch geratene, die sich am Ende einer Frage meistens überschlug. Dennoch war Thomas mit der Antwort schneller: »Cecil?«

»Und kein anderer. Bleibt ruhig sitzen, ich bin keine Majestät. Noch nicht.« Er lachte schrill, zog einen dritten Stuhl an den schmalen Tisch, setzte sich flink und stellte die Kaffeetasse ab. Seine Frisur sah etwas unaufgeräumt aus, doch mochte das modischer Stil sein. Ein etwas zu knapp geratenes braunes Jackett fiel offen über ein hellblaues Hemd, das oben aufgeknöpft war, und verriet, dass er ein Doppelripp-Unterhemd trug. Etwas verwegen wirkte er dadurch zwar, aber nicht unsympathisch, wie Ben fand. »Lange nicht gesehen, ihr beiden.«

Thomas erinnerte sich gut an Cecil Barrister, und es war, wenn man es recht bedachte, noch gar nicht so lange her, dass sie zusammen die Schulbank gedrückt hatten – sieben Jahre nämlich, in der Abschlussklasse des Jahres 2106. Ben und Thomas hatten immer hinten gesessen, das inoffizielle Vorne der offiziell Lernunwilligen. Cecils angestammter Platz jedoch lag in der Mitte, und diese Position hatte gut zu ihm gepasst. Er war der KlassencLOWN gewesen, immer der Mittelpunkt jeder Aktion – das einerseits. Aber auf der anderen

Seite war er auch derjenige gewesen, den jeder, Lehrer wie Schüler, gern haben musste, und der zwar nicht gerade unbeliebt war, aber trotzdem nicht umschwärmt; zwar nicht Klassenbester, aber doch mit ansehnlichen Schulnoten. Und so überraschte es Thomas auch nicht weiter, dass Cecil offenbar einen Job gefunden hatte, bei dem man zwar keinen Anzug tragen musste, aber zumindest ein Jackett. »Hab euch noch nie hier gesehen. Seid ihr zu Besuch in Willington Lake?«

»Auf der Durchfahrt«, erklärte Thomas (mit Nachdruck auf *durch*). »Naja, eigentlich sind wir ständig irgendwo auf der Durchfahrt. Wir sind Privatdetektive.«

»Ist nicht wahr, wirklich? Ihr habt doch früher immer schon Detektiv gespielt, in der Unterstufe, wisst ihr noch?«

»Natürlich«, nickte Ben. »Ich hab sogar noch unser Notizbuch von damals. Aufklärungsrate: einhundert Prozent. Naja, fast.«

»Wahnsinn!«

»Und du bist«, begann Thomas, »lass mich raten: Reporter!«

»Hui, woher weißt du das? Ach, mein Rekorder, was?«

»Es gibt nicht viele, die sowas für die Arbeit brauchen, Reporter eben oder vielleicht Leute, die an wichtigen Meetings teilnehmen. Aber für jemanden, der was zu sagen hat, ist es nicht teuer genug. Tschuldige!«

Cecil lachte vergnügt. »Wenn du nicht Recht hättest, Thomas ... Gar nicht schlecht. Hey, habt ihr momentan viel zu tun?«

Ben und Thomas warfen sich einen flüchtigen Blick zu, der »Haben wir?« fragte. Es war klar, dass Cecil sie gleich um irgendetwas bitten würde, was einem Auftrag ähnelte. Er lächelte charmant und wartete auf eine Antwort. Thomas dachte kurz nach, dann verwandelte sich sein Blick in ein »Okay, nur zu«. Ben stützte sich mit den Ellbogen auf dem Tisch ab, als er Atem zum Sprechen holte, und verschränkte die Finger; das Kinn legte er dabei auf den beiden aus-

gestreckten Daumen ab. »Also ja?«, fuhr Cecil selbst fort. Ben zog fragend eine Augenbraue hoch. »Das hast du früher auch immer gemacht.« Cecil zeigte auf Bens Arme und grinste. »Immer wenn du *ja* sagen wolltest. Was komisch ist, weil eigentlich ist das eine typische Geste, wenn man Einwände hat.«

»Ähm, ja. Stimmt. Eigentlich sind wir zur Zeit im Urlaub, aber es könnte ganz lustig werden. Immerhin haben wir in der Mittelstufe einiges zu Bruch gehen lassen. Es ist bestimmt witzig, die alten Geschichten wieder auszugraben.«

»Auf jeden Fall. Sagt mal, können wir das später besprechen? Ich muss wieder zum Rainbow Inquirer zurück. Das ist die Zeitung, für die ich arbeite. Sagen wir: Gegen dreizehn Uhr dort drüben im Lambrino? Die haben tolles Essen da.«

Thomas nickte. »Wir werden da sein.«

Cecil schlug die flachen Hände auf den Tisch, leerte seine Tasse, packte die Unterlagen, das Notebook und den Audiorekorder in einen Rucksack, legte etwas Münzgeld auf den Tisch und verschwand. Als er draußen am Fenster vorbeilief, zeigte er nochmals auf das Restaurant auf der anderen Seite des Platzes. Eine bunte Fahne hing über der Einfahrt; der Gastraum lag anscheinend im Hinterhof. Ben und Thomas hoben zur Bestätigung die Hand. Cecil verschwand.

»Cecil Barrister.« Ben zog den Namen lang, als wolle er ihn sich auf der Zunge zergehen lassen. »Möchte wissen, wie oft wir damals zusammen nachsitzen mussten.«

»Nicht oft genug. Na, komm, lass uns ein bisschen durch die Stadt gehen! Vielleicht finden wir ja doch noch was Interessantes.« Thomas winkte den Kellner zu sich und zahlte für beide.

Ihren Sportwagen, einen brandroten Tornado M4, den sie pfleglich und wie die eigene, wertvolle Wohnung behandelten, ließen sie auf dem

Parkplatz stehen und schlenderten zu Fuß in Richtung Innenstadt. Bald fanden sie einen belebten Platz, auf dem zur Zeit Markt war. Thomas ließ sich einen Apfel schmecken, Ben gönnte sich ein Eisgetränk und die neue Ausgabe einer der beiden Lokalzeitungen, der unseriöseren nämlich, des Rainbow Inquirer. Die beiden hockten sich etwas abseits, wo es nicht so laut war, an den Rand eines Springbrunnens. Der plätscherte lustig vor sich hin, als Ben die Zeitung aufschlug und ein paar Artikel querlas. »Und?«, fragte Thomas. »Kann man's lesen?« Ben verzog den Mund. »Es ist nicht so schlecht wie befürchtet. Aber auch nicht so gut, wie ich es Cecil gegönnt hätte. Zu viele schlechte Wortspiele.«

»Schlag mal einen Artikel von ihm auf!«

»Ich such schon. Hm, das hier könnte sein Kürzel sein. CB.«

»Über was schreibt er?«

»Das Zwergkaninchenwettrennen des Kleintierzüchtervereins Willington Lake; und hier ist ein kurzes Statement über die Abschaffung der Altglascontainer beim Weststadtspielplatz; er begrüßt, dass Kinder dort endlich wieder spielen können, ohne in Scherben zu treten. Der Artikel heißt ›*Altes Glas und neuer Ärger*‹.«

»Und sonst?«

»Das war's.«

»Hm, schade. Er hat doch eigentlich einen respektablen Eindruck gemacht. Oder was meinst du?«

»Eigentlich schon.« Ben faltete die Zeitung zusammen und packte sie in den Rucksack. Genüsslich schlürfte er an seinem Getränk. Die Eiswürfel klackerten, als er den Becher zur Probe schüttelte. Thomas indes sah auf die Uhr und biss ein letztes Mal in seinen Apfel. »Was machen wir bis heute Mittag?«

»Ich hatte eigentlich vorgehabt, ins Museum zu gehen. Zwei Straßen weiter ist eine tolle Ausstellung über Kunstwerke aus dem Mit-

telholozän.«

»Lustig, die mag ich auch nicht. Dann gehen wir eben anderswohin.«

Ben leerte sein Getränk, warf den Pappbecher gekonnt neben den Mülleimer, hüpfte vom Rand des Brunnens und klopfte sich den Staub vom Hintern. »Du hast mich überzeugt.« Sein Blick wanderte auf eine knallbunte Neonreklame am Rande des Marktplatzes. »Davorn ist eine Bowlinghalle. Ich hab noch eine Revanche offen. Beim letzten Mal war ich seekrank, da konnte ich nicht.«

Thomas versenkte die Apfelkitsche mit einer solchen Eleganz lotrecht im Mülleimer, dass jemand einige Jahre früher an der Majestät ihres Falls die Schwerkraft entdeckt haben könnte. »Aber wir spielen nach den Guerre-des-Boules-Regeln.« Thomas lief voran, Ben grinste ihm hinterher. »Nach welchen denn sonst?«

Efeu hatte den Torbogen zum Hinterhof des Lambrino zur Gänze in Beschlag genommen. In einem Eichenholzkasten klebte die auf alt getrimmte, von sympathischen Rechtschreibfehlern übersäte Speisekarte; an einer Ecke hielt sie schon nicht mehr. Die Preise waren moderat, fand Thomas, aber auch nicht gerade ein Schnäppchen. Dann gab er sich geistig eine Ohrfeige. Idiot!, schimpfte er sich. Er glaubte kaum, wie oft er sich noch dabei ertappte, darauf zu achten, wie viel Geld er ausgab. Das war mal, erinnerte er sich. Noch vor zwei Monaten war es so gewesen. Ben und er waren in ihrem Bogart Viva, der alten Klapperkiste, durch die Landstriche gezogen, fieberhaft auf der Suche nach Aufträgen. Der Laufjob für den Magnaten Shackleton Barks war der beschämende Tiefpunkt ihrer bis dahin ohnedies schäbigen Karriere gewesen. Eigentlich ein toller Job, hatten sie gedacht. Wenig zu tun, dickes Honorar. Die ganze Aktion war zwar nur getürkt gewesen, wie eigentlich alles und jeder in diesem verflixten Hotel getürkt gewesen war – mit Stolz dachte er daran, wie Ben und er einen Teil dazu beigetragen hatten, die Übeltäter zu überführen –, aber *ihr* Fall war es eben nicht gewesen, und deshalb war kein Verdienst für sie dabei herausgesprungen. Nicht einmal das Honorar für den Laufjob hatten sie noch bekommen. Shackleton Barks hatte sich auf Nimmerwiederssehen verduftet. Wer wusste schon, wo er jetzt weilte? Vermutlich, dachte Thomas, lag er auf einer Liege am Strand einer entlegenen Insel, gesäumt von blutjungen Mädchen, die den alten Mann gegen Bezahlung attraktiv fanden. Nein, nein: Diesen Auftrag hätten sie gleich in die Tonne treten sollen.

Geändert hatte sich erst etwas in Dornhaak, dem verregnetsten Küstenkaff in der nördlichen Hemisphäre. Nein, nicht durch seinen schlecht bezahlten Job als Barkeeper, sondern durch einen sehr alten

Brief. Auf dem klebte nämlich eine ungestempelte Briefmarke einer – wie sich später herausstellte – seltenen und unter Sammlern gefragten Sonderausgabe. Der Erlös hatte für einen neuen Gebrauchten ausgereicht, denn Ben hatte ihren klapprigen Bogart Viva am Ende einer unnötigen Verfolgungsjagd in einem See versenkt. Der Rest, der noch auf ihrem Konto schlummerte und Zinsen produzierte, war nicht unbeträchtlich.

Und auf einmal liefen die Geschäfte wieder gut. Sie bekamen Aufträge und erledigten sie sachgemäß, einen gar so bravourös, dass ihr Auftraggeber, der Vorsitzende des Tierschutzverbundes Sichelhaven, eine Überfahrt auf einem Kreuzfahrtschiff springen ließ. Die Galatea II war das Aushängeschild der Reederei: Die Crew war motiviert, der Kapitän unbestechlich, die Passagiere so freundlich, wie man es sich nur wünschen konnte. Die Kreuzfahrt selbst war Action pur, die Animatoren boten ein überzeugendes Programm mit einem bombigen Finale. Es war in der Tat so unverschämt gut gewesen, dass sich selbst der Geheimdienst einschalten musste. Im Laufe dieser Erlebnisse hatten Thomas und Ben ihren Wagen erneut verloren, doch der Ersatz für ihn war mehr als angemessen: der Tornado M4, ein Prachtstück, das manchem Mann als Ausgleich für gewisse anatomische Problemzonen dienen würde. Thomas warf einen letzten Blick auf den Sportwagen, der am Rande des PennyLane Plaza auf einem Parkplatz glänzte.

Dann wandte sich von der Speisekarte ab. Der Innenhof des Restaurants maß im Quadrat etwa dreißig Meter. Zwei der Seitenwände bestanden aus aufklappbaren Holzpanelen. Dahinter lag der Innenraum des Lambrino, aber bei schönem Wetter bevorzugten die Gäste die Tische im Außenbereich. Die Häuserfassade reichte auf allen Seiten zwei Geschosse hoch. Wenn man nach oben sah, umrahmte ein Viereck aus Regenrinnen den Blick in den Herbsthimmel.

Cecil Barrister saß bereits an einem Tisch, vor sich eine fast volle Bierstange, und sonnte sich. Die niedrigen Temperaturen schienen ihm nichts auszumachen. Womöglich, dachte Ben, war er die rauen Herbsttage dieser Gegend bereits gewohnt. Als er die beiden sah, nickte er ihnen zu und deutete auf die freien Plätze neben sich. Außer ihm hielt sich niemand im Außenbereich auf; wie viele Gäste innen saßen, war bei dem verwinkelten, von Säulen durchzogenen Gastraum schwer auszumachen. Cecil hob die Hand und rief nach innen: »Lambrino, zwei Bier!« Thomas und Ben setzten sich Cecil gegenüber. Ben klemmte seinen Rucksack zwischen die Waden und kämmte sich eine störende Strähne aus dem Gesicht. »Ihr trinkt doch Bier, oder?« Beide nickten und griffen gleichzeitig nach einer gefalteten Kartonspeisekarte, die zwischen den Gewürzstreuern steckte. Thomas ergatterte sie zuerst. »Du isst sowieso immer das Gleiche«, fügte er lächelnd hinzu. Ben zuckte mit den Schultern. Wahrscheinlich hatte Thomas Recht. So genau hatte er noch nicht darauf geachtet, was er üblicherweise bestellte. Der Kellner, ein südländischer Typ mit eng geschnürter, schwarzer Schürze, stellte zwei schwitzende Schwarzbierstangen auf werbeschwere Pappdeckel. Ben schob den Zungenbrecher, der ihm gerade einfiel, beiseite.

Klirrend stießen die Gläser zusammen. Man trank einen Schluck und knallte die Stangen geräuschvoll auf den Tisch. Der Kellner zückte einen handlichen Notizblock und wartete auf die Bestellung. »Die Zweiundsechzig«, nuschelte Thomas und faltete die Karte zusammen, klemmte sie zurück an den Gewürzhalter. Ben streckte die Hand nach ihr aus, zögerte aber. Thomas wusste, was er jetzt dachte, und jeder, der auch nur ein einziges Mal mit Ben Hastings in einem mediterranen Restaurant gewesen wäre, hätte es auch gewusst. Er überlegte noch, aber gleich nicht mehr. Jetzt, jetzt zog er die Hand zurück, grinste den Kellner an und bestellte »einen Teller Pasta

Pomodoro, bitte«. Lambrino notierte eine Zahl, nickte und verschwand. »Wow, Ben, kreativ!« Thomas lehnte sich entspannt zurück, als hätte er einen hart umkämpften Wettbewerb gewonnen. Ben nahm den Salzstreuer in die Hand und spielte damit. »Ich bin eben für Abwechslung in der Küche.«

Als Cecil näher heranrückte, wusste Ben, dass er nun auf das zu sprechen käme, was ihm so auf der Zunge brannte. Er registrierte Cecils vorsichtigen Blick zur Seite und, wie dieser sich verschwörerisch nach vorne beugte, um leiser sprechen zu können. »Ich will gleich zur Sache kommen, ja?« Seine Stimme klang ruhig und deutlich. Ben blinzelte zur Antwort. »Etwas abseits der Stadt gibt es ein altes Landgut mit einer Art Schloss darauf, Claymore County, wie wir es scherzhaft nennen; es liegt ganz oben auf einer Klippe. Vor sechshundert Jahren hat Graf Claymore es bauen lassen, er war steinreich. Seitdem wurde es etliche Male renoviert und erweitert. Die Grafenfamilie spielt seit Langem keine Rolle mehr. Der letzte seiner Sippe war Fidelius Claymore. Er wohnte mit zwei Bediensteten dort oben und ließ sich hier in der Stadt so gut wie nie blicken. Vorige Woche nun ist er gestorben. Er ist auf einer Treppe ausgerutscht und zu Tode gestürzt. Sein Butler war gleich zur Stelle, aber man konnte nichts mehr machen. Der alte Claymore war ja immerhin schon siebzig, da ist ein Treppensturz nicht ganz ungefährlich. Seine Beerdigung fand vor ein paar Tagen statt. Ich hab darüber im Inquirer geschrieben, nur einen kurzen Artikel über sein Leben. Viel gab es nicht zu sagen. Er hatte es nie nötig gehabt, regelmäßig zu arbeiten. Der Reichtum seiner Vorfahren stand ihm zur Verfügung. Genau genommen interessierte er mich auch nicht sonderlich, doch dann trat Arthur Tilghman an mich heran. Er arbeitet als Notar und ist für das Testament des Alten zuständig. Das Erbe, also Barschaft wie Besitztümer, geht vollständig in die Hand seiner einzigen Verwandten über,

seiner Enkelin Shirley Levinson. Das Testament ist eindeutig – bis auf einen kleinen Nachtrag. Offenbar hat der alte Claymore ein Rätsel in das Testament eingebaut, das ein Geheimnis preisgibt, wenn man es entziffert. Shirley wusste damit nichts anzufangen, wollte es aber trotzdem gerne lösen, denn es geht offenbar um etwas, das sich auf dem Grundstück befindet, und Shirley will das riesige Anwesen nicht behalten. Deshalb ist Arthur an mich herangetreten. Wir sind gute Freunde, obwohl er doch ein paar Jahre älter ist als ich. Wir haben uns beim Skatspiel in der Kneipe kennengelernt. Er meinte, ich als Reporter hätte bestimmt ein gutes Näschen für sowas. Wir haben stundenlang darüber gebrütet, aber wir haben es einfach nicht lösen können. Heute Abend treffen wir uns nochmal. Hoffentlich mit Erfolg, denn das Anwesen geht nächste Woche in den Besitz der Stadt über. Sie will es zum historischen Museum machen.« Hier endete Cecil. Thomas rieb sich die Nase. Er wollte gerade sprechen, als Lambrino mit drei dampfenden Tellern herantrat. Die drei bedankten sich und aßen ein paar Bissen. Schließlich war es Thomas, der wieder auf das Thema zu sprechen kam: »Und so wie dieser Notar, dieser ...«

»Arthur Tilghman.«

»Ja, so wie Mr. Tilghman an dich herangetreten ist, kommst du jetzt auch zu uns, seh ich das richtig?«

»Goldrichtig. Ich habe schon mit Arthur telefoniert. Er hat nichts dagegen, dass ihr heute Abend dabei seid. Natürlich nur, wenn ihr Zeit und Lust habt. Shirley wird auch da sein. Übermorgen ist Sonntag, da fährt sie wieder nach Rialto zurück. Dort wohnt sie eigentlich.« Cecil nahm einen tiefen Schluck Bier, dann grinste er die beiden vorfreudig an, als ob das, was er jetzt sagen würde, der schlagkräftigste Satz des Tages wäre. »Und ihr könnt euch sicher sein, dass sie euch einen angemessenen Lohn gibt.«

»Also, ich hätte schon Lust. Ben, wie sieht's bei dir aus?«

Ben schaufelte eine Gabel Pasta in den Mund und trank einen Schluck Bier dazu. »Wann steigt die Party denn?«

»Erst spät«, erklärte Cecil. »Arthur muss bis sieben arbeiten, und ich kann heute auch nicht früher Schluss machen. Wir haben uns auf acht Uhr vor dem Schloss verabredet. Wenn ihr wollt, stoßt einfach dazu!«

»Wie kommen wir denn dahin?«, fragte Thomas. Cecil zog einen Faltpplan aus seinem Jackett und öffnete nur den wichtigen Teil. Mit einem roten Filzstift umkringelte er das Anwesen. »Es ist eigentlich ganz einfach, obwohl es nicht ausgemalt ist. Fahrt nach Norden aus der Stadt. Über die A 18, dann die erste links. Und von da ist es ziemlich simpel. Ihr müsst immer nur die Straßen nehmen, die nach oben führen. Dann kommt ihr ganz automatisch dahin. Ihr könnt die Karte mitnehmen.« Thomas nahm sie entgegen und schob sie gleich zu Ben, der sie in seinem Rucksack verstaute. Cecil reichte noch einen weiteren Zettel über den Tisch, etwa DIN-A 6, der so zusammengeklappt war, dass man den Text nicht lesen konnte. »Das ist die Passage, die uns Schwierigkeiten macht. Sie bringt wahrscheinlich nicht viel, ohne vor Ort zu sein, aber ihr bekommt schon mal eine grobe Ahnung.« Thomas ließ den Wisch unauffällig in seine Hosentasche gleiten.

Man wechselte das Thema. Sie plauderten über ihre wilden Schuljahre, über ungerechte Lehrer, noch ungerechtere Noten, fehlplatziertes und übertriebenes, aber auch völlig korrektes und kaum passenderes Nachsitzen. Die Zeit verging rasch, wenn man über sie sprach. Bald musste Cecil wieder zurück an den Schreibtisch; er zahlte und verabschiedete sich bis acht Uhr. Weil er schon spät dran war, eilte er mit Riesenschritten aus dem Hinterhof. Ben sah noch, wie er mit einem alten, grünen Viva davonfuhr, der ihn an ihren ersten Firmen-

wagen erinnerte. Lambrino kam und räumte die Teller ab. Thomas bestellte noch einen Kaffee, Ben eine Zitronenlimonade. Heiter sprudelte die Kohlensäure über den Rand des Glases.

»Sonderbar.« Ben malte mit dem Zeigefinger ein Strichmännchen in das Kondenswasser. »Ich versteh's nicht.«

»Was meinst du?« Immer wieder drehte Thomas die Kaffeetasche im Kreis. Ben hatte Zweifel an der Integrität der anderen, das hatte er meistens – und oft zu Recht. Er käme jetzt vermutlich mit einer völlig überzeugenden Unschlüssigkeit in Cecils Verhalten, die Thomas entweder der Unzulänglichkeit des menschlichen Handelns zurechnet oder schlichtweg nicht bemerkt hätte. Was solche Feinheiten anging (mochten sie auch gar keine Feinheiten sein), war er eine Niete. Gespür fürs Unterschwellige, für filigran gestaltete Fehlersuchbilder, für Risse im Raum-Zeit-Kontinuum, nein, das war sein Ding nicht. Am Anfang war er sich etwas blöd vorgekommen, weil er geglaubt hatte, all das können zu müssen, was Ben konnte. Inzwischen sah er es anders: Am besten war es, all das zu können, was Ben eben *nicht* konnte. So leistete jeder, was er vermochte, sie ergänzten sich blind, und Thomas konnte sich jetzt entspannt zurücklehnen und Ben zuhören, wie er seine Theorien ausbreiten und dabei mit seinem Glas spielen würde.

»Ich meine die ganze Veranstaltung hier«, fuhr Ben fort. »Cecil hat sich benommen wie einer, der ein Geheimnis in der Öffentlichkeit weiterverraten muss. War ziemlich leise. Den Zettel hatte er schön unauffällig zusammengefoldet, damit niemand von der Seite einen Blick draufwerfen kann. Wofür? Wenn es doch sowieso nur um Claymores Erbe geht, wen sollte das interessieren?«

»Vielleicht befürchtet er, jemand könnte es sich unter den Nagel reißen wollen. Er will einfach nicht, dass jemand davon Wind bekommt.«

»Und weshalb trifft er sich dann in einem Restaurant mit uns und nicht etwa in seinem Wagen, wo uns garantiert niemand belauschen könnte? Nein, wenn er wirklich so vorsichtig wäre, wie er tut, hätte er uns anderswo getroffen.«

»Gut, er handelt unschlüssig. Wieso?«

»Vielleicht erfahren wir es heute Abend. Zeig mal den Zettel!«

Thomas nestelte die zusammengefaltete Notiz aus der Hosentasche und breitete sie auf dem Tisch aus. Beide rückten näher und beugten sich über die fahrige Handschrift. Der Text war mit einem schwarzen Gelroller geschrieben worden. Auf dem Zettel stand eine Art Gedicht:

*Willst du meine Schätze finden,
die nicht das sind, wonach sie aussehen?
Dann führt dich dein Weg an so manchen Ort.
Wie gut kannst du Karten lesen?
Beginne, wo, in zartem Nymphengriff verborgen,
wo die Götter ewig kreisen,
der erste Schlüssel liegt, der dich
im Herzen des trommelschlagenden Gottes
emporhebt über alles, was da thront.
Dann musst du, was da liegt, verwenden.*

Ben und Thomas lasen den Zettel mehrmals. »Schon eine Idee?«, fragte Thomas und drehte den Zettel im Kreis. Ben lehnte sich zurück und schloss die Augen. »Es klingt erstmal ziemlich verwirrend. Ich nehme an, vieles spielt auf Orte und Objekte innerhalb des Hauses an. Es macht wenig Sinn, sich jetzt den Kopf darüber zu zerbrechen.« Thomas nickte. Er schnippte lässig, Lambrino kam, sie zahlten. Sorgfältig verstaute Thomas den Zettel in seiner Tasche und

warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Zeit hatten sie noch genug.
»Bowling?«

»Auf jeden Fall. Ich hab noch eine Revanche offen.«

Adrian Somerset hatte den Feierabend bitter nötig, und eigentlich hätte er seine Sachen packen und gehen können, doch er durfte nicht – nicht, solange Cecil Barrister hinter der Trennwand an seinem Schreibtisch saß und angeregt tippte. Ungeduldig trommelte Adrian mit den Fingern einen Marsch auf seine Kaffeetasse. *Keep cool!*, stand in geschwungener Schrift darauf, doch er schenkte dem weisen Rat auf dem Trinkgefäß keine Beachtung. Fast alle hatten schon ihren Platz geräumt und waren nach Hause gegangen, immerhin war Freitag, eigentlich hatte auch er früher Schluss machen wollen. Er galt hier nicht gerade als Arbeitstier, und das machte ihm Sorgen. Würde Cecil nicht stutzig werden, wenn gerade er so lange im Büro blieb? Ach was, nein, Cecil doch nicht, der war ja selbst aufgeregt. Ja, seit er in der Mittagspause zwei junge Männer im Restaurant Lambrino getroffen und ihnen einen kleinen Zettel überreicht hatte, war er ziemlich trippelig und holte sich einen Kaffee nach dem anderen. Adrian hätte zwar lieber diese beiden Kerle verfolgt, um herauszufinden, wer sie waren und was sie vorhatten, doch wie hätte er das seinem Chef erklären sollen? Hi, Chef, bin heute nicht im Büro, ich verfolge zwei Typen. *Was für Typen?* Öhm, weiß nicht, deshalb verfolge ich sie ja. Nein, das wäre albern gewesen. Er glaubte ohnehin, dass er die beiden bald wiedersehen würde, vielleicht schon heute Abend.

Jetzt klappte Cecil sein Notebook zu und packte es ein. Adrian sah auf die Uhr. Zwanzig nach sieben. Um acht Uhr hatte Cecil einen Termin, einen rot umkringelten und dreimal unterstrichenen Termin mit der Aufschrift CC. Ein verstohlener Blick in Cecils Kalender hat-

te ihm das verraten. CC konnte nur Claymore County meinen, soviel hatte sich Adrian zusammenreimen können. Cecil würde sich vermutlich mit Arthur Tilghman, einem Notar, und seiner Freundin treffen, dieser Shirley. Er konnte nur ahnen, was die drei vorhatten, doch mit Ahnungen kam er nicht weiter. Wenn er seinem Chef klarmachen wollte, dass Cecil das Papier nicht wert war, auf dem er seine zweitklassigen Artikel veröffentlichte, dann nur mit hieb- und stichfesten Beweisen. Dann würden auch Cecils gute Beziehungen nicht mehr helfen.

Während Cecil einen letzten Kaffee am Automaten zog, tat Adrian weiter so, als würde er zusammenpacken. Das hatte er eigentlich schon längst getan, immerhin wollte er sich von nichts aufhalten lassen. Ja, heute würde er Cecil verfolgen, und wenn er bis nach Übersee fahren würde, das war ihm egal.

Jemand klopfte gegen den Paravent, der Adrians Schreibtisch vom restlichen Büro abteilte. Ein Rotschopf lugte um die Ecke, die Haare zum Zopf gebunden. Ihren Mantel hatte sie über die linke Schulter geworfen, ihre Bluse war weiß-blau geblümt und so gar nicht Adrians Geschmack, aber das wollte er Kimberly Wong so nicht sagen, immerhin mochte er sie und sie ihn, wie er von neutralen Beobachtern erfahren hatte. Da wollte er sich ihre Gunst nicht durch abfällige Kommentare verscherzen. Kimberly jedenfalls lugte nun um die Ecke und winkte zum Abschied. Sie sah irgendwie müde aus. Sehr müde. »Und du hast wirklich keine Zeit heute?«

Nein, heute verfolge ich Cecil, den alten Schleimscheißer, der hat irgendwas vor. »Leider nein. Bin schon verabredet.« Oh, Mist! Das klang jetzt so, als hätte er ein Date. »Ein paar Kumpels und ich, wir spielen Poker und ziehen uns Horrorsteifen rein. Männerabend, du verstehst?«, fügte er zögernd hinzu.

»Jungsabend, ich verstehe.« Kimberly lächelte, zwinkerte und ver-

schwand. Sie winkte über den Paravent. »Dann sehen wir uns Montag.«

»Ja.« Adrian gab sich geistig eine Ohrfeige. Wie konnte man nur so blöd sein, einem Mädchen wie Kimberly eine derart billige und auch noch gelogene Abfuhr zu erteilen? Er hätte sich nichts Besseres vorstellen können als ein Date mit ihr (mochte das nun ein richtiges Date geworden sein oder nicht), auch nicht mit Kumpels, die er nicht hatte, ein Spiel zu spielen, das er nicht leiden konnte, und Filme zu sehen, von denen ihm schlecht wurde. Ja, herrlich, stattdessen würde er sich an Cecils Fersen heften und hinter den Grund seiner Treffen mit Arthur und Shirley kommen. Prima!, dachte er sich. Wahrscheinlich treffen sie sich zum Poker- und Horrorfilmabend.

Er hörte, wie Cecil den Pappbecher in den Mülleimer fallen ließ, »Ciao!« rief, sein Jackett nahm und durch die breite Tür in den Flur trat. Eilig kehrte Adrian mit der Handkante sein Handy in den kleinen Rucksack und fädelte sich in die Träger ein. »Ich gehe dann auch«, rief er zum Abschied in das Büro hinein. Erstaunt bemerkte er, dass niemand mehr da war. Na herrlich!, fauchte er abschätzig. Feierabend!

Adrian stand hinter einer Säule, als Cecil an der Tür seines Wagens lehnte und eine Zigarette rauchte. Der Parkplatz war verlassen. Nur Cecils grüner Viva stand noch darauf, auf der anderen Seite ein zitronengelber, schlecht gepflegter Sparta Trio, sein eigener Wagen, sowie zwei frisch gewaschene schwarze Limousinen irgendeiner Nobelmarke, die Flaggschiffe des Rainbow Inquirer. Nur der Chef durfte sie fahren oder einer der Reporter, wenn ein Treffen mit einem hochrangigen Interviewpartner anstand. Es musste ja nach was aussehen, wenn man offiziell unterwegs war.

Cecil zog ein letztes Mal an der Kippe und ließ sie so auf den Bo-

den fallen, dass es aussah, als hätte er sie einen bodenlosen Abgrund hinuntergeworfen und würde ihr nachblicken. Nervös trat er sie aus und stieg in den Wagen. Der Motor röhnte, der Wagen fuhr schwerfällig an. Auf halbem Weg zur Schranke, gerade als Adrian Anstalten machte, zu seinem Trio zu schlendern, stoppte der Wagen abrupt. Adrenalin! Mit hastig pumpendem Herz wich Adrian zurück, als Cecil ausstieg, und drückte erneut den Rücken gegen die Säule. Er hielt den Atem an und versuchte, immer so zu stehen, dass Cecil ihn während seines Spurts zurück ins Bürogebäude nicht bemerkte. Er schien etwas vergessen zu haben. Als Cecil verschwunden war, atmete Adrian erleichtert auf, blieb aber in Deckung. Sein Blick fiel auf seinen Wagen, dann auf den moosgrünen Viva. Der Motor tuckerte.

Allmählich wurde es dunkel. Dicke Gewitterwolken, die über dem Meer am Horizont klebten, hatten das letzte Abendrot aufgefressen und formierten sich zu einem gewaltigen Vernichtungsschlag. In der Ferne hingen Regenschleier über den Wassern. *Hoffentlich zieht das nicht hierher*, dachte Thomas, schaltete das Abblendlicht ein und drosselte die Geschwindigkeit. Der Tornado lag sicher auf der immer steiler werdenden Küstenstraße.

Hoffentlich zieht das hierher, wünschte sich Ben. Die Gelegenheit wäre einmalig: mit Freunden in einem Schloss am Rande der Klippen Rätsel lösen, während dicker Hagel gegen die Fenster prasselt und Blitze zuckende Schatten gegen die Wände werfen. Ja, das wäre was, das wäre Ben-Hastings-Romantik. Nur fürchtete er, dass Thomas keinen Sinn dafür hatte. Wie die Thomas-Grey-Romantik aussah, das wusste er nicht, aber er ahnte, dass Sonnenlicht dabei eine Rolle spielte, ein Hain, Vogelgezwitscher oder sowas in der Art. Naja, vielleicht täuschte er sich auch.

»Wie weit noch?«, fragte Thomas. Er war gerade auf eine Serpentine abgebogen und beschleunigte wieder. Ben fielen die Ohren zu. Er warf einen Blick auf die Karte, die vor ihm auf dem Armaturenbrett lag. »So zehn Meilen noch.« Im Fußraum vor ihm lag sein Rucksack. Er öffnete ihn und wühlte scheinbar ziellos darin herum. »Was vergessen?«, fragte Thomas. Ben zog ein schwarzes, zylindrisches Objekt aus dem ganzen Unrat. Die Taschenlampe sprang an, als er einen kleinen Schalter betätigte. »Gott sei Dank!« Er schaltete sie wieder aus und ließ sie in die Innentasche seiner Jacke gleiten. Bei allem romantischen Flair, das Gewitter verströmten, sie bargen doch das Risiko eines Stromausfalls, und in einem Schloss von der Größe, wie Cecil es ihnen beschrieben hatte, konnte es leicht Räume

geben, in denen es stockfinster war und man keine Hand mehr vor Augen sah. »Ben, die haben da bestimmt auch eine Menge Kerzen.« Ben verschränkte die Arme und sank in den Sitz. »Ich meine«, fuhr Thomas fort, »immerhin ist es ein Schloss. Ein Schloss! Wenn die da keine Kerzen hätten, das wäre wie ein Roquestadion ohne Hooligans.«

»Warst du überhaupt schonmal auf einem Roqueturnier?«

»Du nimmst mir die Möglichkeit, dich aufzuheitern.« Ben schwieg. »Ach, komm!«, sagte Thomas nach ein paar Sekunden und stieß Ben locker in die Seite. »Es ist ein Schloss, was erwartest du?« Ben reagierte nicht. Irgendwie musste er sich ablenken, sonst wäre er missgestimmt, wenn sie nachher auf Claymore County ankämen, und das wollte er nicht. Kerzen!

Die Kante ihres Detektivlogbuchs schaute aus dem Rucksack. Er betrachtete es eine Weile, dann griff er zu und zog es behutsam aus dem ganzen Ramsch hervor. Ihr Logbuch maß DIN-A5, liniert, und steckte in einem schwarzen, rauen Hardcoverumschlag. Ein silberner Schriftzug prangte darauf: *Hastings & Grey*, darunter etwas kleiner: *Detektivbüro*. So hatte das Buch damals, als sie in der Sexta mit dem Detektivspiel begonnen hatten, freilich nicht ausgesehen, aber sein Innerstes war dasselbe. Drei Jahre nach ihrem Abschluss hatten sie sich wiedergetroffen, die Detektei gegründet und in diesem Zuge beschlossen, den matten, blauen Umschlag von damals gegen einen neuen zu ersetzen. Ben hatte das Buch all die Jahre über aufbewahrt, auch wenn die vergilbten Seiten und der mottige Geruch verrieten, dass es lange Zeit in irgendeiner Schublade gelegen hatte. Ben schlug es auf und blätterte in die Mitte, wo sich der neueste Eintrag befand: *Fahrt durch die Nacht; Galatea II in der Hand von Möchtegernterroristen. Raimund Geltzer und Clara Least waren mitverantwortlich. Raimund wurde vom Geheimdienst festgenommen. Haben Clara aus*

der Sache rausgepaukt, weil sie rechtzeitig Einsicht gezeigt hat. Haben zusammen mit Mr. Bennett und Willy Fridge eine Bombe aus dem Schiff geworfen. Haben Havarie in Port Ivory gut überstanden. Bestechung seitens des Geheimdienstes abgelehnt. Wagen (Tornado M4) behalten. Status: Fall gelöst.

Ben schmunzelte. Zwar konnte keine der Zeilen dem gerecht werden, was sie wirklich erlebt hatten, aber es befriedigte ihn, zu sehen, wie die Seiten sich füllten. Es gab ihm das Gefühl, nicht nutzlos zu sein und irgendjemandem, sei es auch nur am Rande, geholfen zu haben. Und es war ein Stück Erinnerung, das ihnen immer bleiben würde. Ben blätterte nach vorne. Der Geruch angejahrten Papiers stieg ihm in die Nase. Ja, er mochte dieses Buch. Bis auf diese eine Seite, die siebente, um genau zu sein. Gott weiß, was sie damals alles als Fall angesehen hatten, um die siebte Seite überhaupt anbrechen zu müssen, aber irgendwie hatten sie es geschafft. Und dort klaffte sie, die Lücke, der einzige Fall, den sie nicht gelöst hatten; das war in der achten Klasse gewesen. *Der verschwundene Geldbeutel; Monica hat ihren Geldeutel verloren. Er ist rot-gelb gestreift, ein bisschen Geld war drin und ihr Büchereiausweis. Sie sagt, sie hat ihn in der Turnhalle vergessen. Als sie nachgesehen hat, war er aber nicht mehr da. Er ist auch nicht im Fundbüro, sagt sie. Tom ist während Sport heimlich in die Umkleide der Mädchen geschlichen und hat zwischen den Spinden nachgesehen, aber nichts gefunden. Wurde von Melanie erwischt. Hat eine dicke Ohrfeige bekommen und musste nachsitzen, seine Eltern mussten zum Gespräch beim Direx antanzen. Haben die anderen Mädchen verhört. Sarah sagt, sie hat den Geldbeutel auf dem Boden liegen sehen, als sie als letzte die Umkleide verließ. Sie hat ihn nicht mitgenommen, weil sie Monica nicht leiden kann. Dachte, das geschieht der »dummen Fotze« nur recht. Sollten Cecil fragen; immerhin ist er Sarahs Freund. Vielleicht hat*

sie ihn doch gestohlen und gibt es jetzt nicht zu. Haben mit ihm geredet. Er sagt, Sarah war es nicht, aber sie glaubt, Mike könnte es gewesen sein. Seit dem Tag war Sarah zwei Wochen krank. Monica hat inzwischen einen neuen Geldbeutel (und einen neuen Büchereiausweis). Spur verliert sich.

Nach diesem Eintrag hatte Ben den Rest der Seite leergelassen, um noch ein paar Einträge machen zu können. Dazu war es aber nie gekommen. Die Tatsache, dass sich selbst die Bestohlene (das heißt, sofern es Diebstahl war) keinen Deut darum scherte, ob ihr Geldbeutel gefunden würde oder nicht, und dass sie ihn und Thomas immer so schief ansah, wenn sie davon sprachen, und die anderen auch, immerhin, wer spielt denn in der Achten noch Detektiv?, ja, ihr Mädels, ihr seid ja so viel erwachsener, lasst euch das Hirn rausvögeln von jedem erstbesten Kerl, der älter ist als ihr, nein, das hatte Ben natürlich nie gesagt, aber gedacht hatte er es damals, und auch Thomas dachte so, dennoch war dieses Jahr eine ziemliche Flaute gewesen, sie hatten den Fall aufgegeben und deswegen auch fast die beiden Detektive an den Nagel gehängt, jedenfalls hatten sie zwei Jahre keinen Fall mehr in Angriff genommen, erst später wieder, aber das spannende Flair, das Gefühl von damals, das war niemals wiedergekommen, stattdessen war es ernster geworden, irgendwie düster, es ging plötzlich um Drogen, um Schüler, die nachts in Gassen verprügelt wurden, und sie hatten ja selbst für ihre Neugierde, für die Gerechtigkeit, sollte man ergänzen, einige Prügel bezogen, es ging um Hass auf Ausländer, um Sachbeschädigung, (um Judy!), jemand hatte die Reifen des Autos eines Lehrers aufgeschlitzt, aber das war noch harmlos gewesen, ein anderer hatte sich nach einem Rezept aus dem Internet aus Haushaltsmitteln einen billigen Sprengsatz gebaut, in einer Plastikflasche, ein mordsgefährliches Ding, und er hatte bei der Detonation den halben Arm verloren, ja, dachte sich Ben,

es war wirklich düster geworden, und das Spiel war schon lange kein Spiel mehr gewesen. Da war der Keller gewesen, der Keller ...

Ben knallte das Buch zu, seufzte und steckte es in seine Jackentasche. Er wollte es als Glücksbringer bei sich tragen. Dann sah er auf: Draußen war es noch dunkler geworden, meinte er. »Alte Zeiten?«, fragte Thomas.

Ben nickte. »Manchmal frage ich mich, warum wir das damals so groß aufgezogen haben.«

»Hat doch Spaß gemacht, oder nicht?«

»Ja, schon, aber es war doch auch nicht ganz ohne. Später dann, meine ich.«

»Das brauchst du *mir* nicht zu sagen.« Thomas klapperte demonstrativ mit den Zähnen. »Ich hatte mir auch nicht vorgestellt, schon vor meiner Großmutter einen Zahnersatz zu brauchen.«

»Dein Zahnarzt sicher auch nicht.« Ben grinste, und Thomas verfiel in ein heiteres Lachen. Dann dachte er wohl, genau wie Ben, an den Eduard-Lieberstalt-Platz, den sie nach jener Nacht niemals mehr aufgesucht hatten, an diesen kleinen, abgetrennten Bereich und an die Leute, die sich Kopfhörer in die Ohren gesteckt hatten und davongeschlendert waren, und er verstummte. Thomas schluckte und blickte kurz zu Ben; dann wandte er sich wieder den Serpentina zu, die immer enger wurden. »Es ist ja heute auch nicht ohne – wenn ich da an die Galatea denke. Aber es gibt einem schon eine gewisse Genugtuung«, fuhr er fort. »Irgendwie hat es sich dann gelohnt, oder? Wenn der Fall gelöst ist?«

»Hast Recht«, stimmte Ben nach kurzer Überlegung zu. »Das wird's wohl sein«. Er schweig eine Weile und spielte an den Reglern für die Gebläse herum, drehte sie voll auf. Kühle Luft wurde in den Innenraum gepresst, er schloss sie sofort wieder. Er warf einen Blick auf die Landkarte. Es konnte nicht mehr weit sein. Claymore County.

»Sorry«, stammelte er. Thomas schaute kurz zu ihm herüber. »Thomas, du hast Recht«, fuhr er heiterer fort. »Da gibt es bestimmt Kerzen.« Thomas lächelte, schaltete einen Gang runter und gab Gas. Die Landstraße flachte ab. Sie hatten den obersten Punkt des Hügels erreicht. »Ich meine, immerhin ist es ein Schloss.«

Thomas hatte in einer Parkbucht gehalten, sie waren ausgestiegen und blickten jetzt über eine anderthalb Meilen weite Landschaft flacher Hügel, an deren Ende ein Felsmassiv aus der Erde brach, ein gewaltiges Plateau, auf der einen Seite von Klippen begrenzt, die jäh ins Meer hinabfielen, auf der anderen Seite von einem Steilhang, zu dessen Füßen ein dichter, finsterer Tannenwald lag. Und mitten auf diesem felsübersäten Plateau stand Claymore County, ein Schloss, dem man schon aus der Ferne ansah, dass es verschiedene Baustile in sich vereinte. Das Zentrum bildete ein verwinkeltes, mittelalterlich anmutendes Konstrukt aus Erkern, Türmen und Mauern: Wo früher die Schießscharten gewesen waren, stachen jetzt Fahnenmasten aus dem Stein. Es gab vielerlei Anbauten, einen in der Art eines Fachwerkhauses, einen noch sehr neu wirkenden mit gläsernem Kuppeldach, dazu verschiedene kleinere Gebäude, die auf dem riesigen Grundstück verteilt standen. Sie erkannten die Ansätze eines von hohen Hecken und Bäumen gesäumten Gartens oder Parks, der sich hinter dem Schloss werweißwieweit erstreckte.

Regenwolken, die ersten Ausläufer des Gewittergebirges in der Ferne, rückten nahe heran, kalte Luft zog über das Land. Thomas und Ben hatten sich dicke Jacken angezogen. »Fahren wir rüber«, schlug Thomas vor. »Dann kommen wir noch an, bevor es regnet.«

Das letzte Stück schafften sie in ein paar Minuten. Am Ende ging es steil bergauf. Eine dicke, steinerne Brücke von ungefähr fünfzehn Metern Länge verband den Felsvorsprung mit dem Plateau. Vorsich-

tig drückte Thomas das Gaspedal und schlich geradezu über die Brücke. Als Ben aus dem Seitenfenster lugte, verstand er Thomas' Vorsicht. Hier war es nicht ratsam, die Kontrolle zu verlieren. Hinter der Begrenzung ging es zwanzig Meter im freien Fall bergab, bis man im Tannendickicht oder auf spitzen Felsen landete. Er atmete auf, als sie die andere Seite erreichten. Ein kleines Pförtnerhaus stand am Rand, davor steckte eine Vorrichtung für eine Schranke im Boden, ein alter, rostiger Finger, der wohl schon seit Jahren nicht mehr in Betrieb war. Hinter dem Pförtnerhäuschen lagen mehrere Parkplätze unter den tief herabhängenden Kronen von Buchen. Obwohl der Tornado tiefergelegt war, streiften Äste das Dach, Skelettfinger, die scharrend über das Blech fuhren. Die beiden stiegen aus. Als Thomas einen Knopf auf der Fernbedienung drückte, flammte das Abblendlicht des Wagens auf, die Türen verriegelten sich.

Auf dem Plateau ging ein grimmiger Wind, der in den Bäumen rauschte und die verwinkelte, rissige Fassade des Schlosses zum Heulen brachte. Ben zeigte zum Eingangstor und schlug seinen Kragen hoch. Es begann zu nieseln. Um nicht nass zu werden, beschleunigten sie auf den letzten Metern und stellten sich unter die geräumige, quadratische Balustrade. Sie wurde von vier glatt geschliffenen Säulen getragen. Auch der Fußboden war nicht besonders schmuckvoll; er bestand lediglich aus einer Menge quadratmetergroßer Betonplatten. Ben war etwas enttäuscht. Er hatte ausufernde Mosaikbilder erwartet, die in die Wände übergingen und ein stimmiges Gesamtbild ergaben, oder wenigstens parischen Marmor, Himmel, selbst Pailletten hätte er sich vorstellen können, alles, aber nicht das. Dagegen sah ja selbst der langweilige Pflasterboden auf Pennylane Plaza wie ein Kunstmuseum aus. Andererseits: Die schlichte Aufmachung zeugte von Sparsamkeit. Der alte Claymore oder wer auch immer diesen Anbau hier vorgenommen hatte, hatte sein Geld nicht

sinnlos für Schmuck und Tand verschleudert, und das machte ihn sympathisch. Ben trat zum Rand der Balustrade und blickte nach oben. Über ihr erhob sich das Schloss in die Höhe, und all die kleinen Türme und Ausbuchtungen zeugten davon, wie viele Gänge und Treppen es darin geben musste. »Behindertengerecht ist das ja nicht gerade.« Bens Stimme erzeugte zwischen den Säulen ein spitzes, diskantes Echo. Auch Thomas lugte unter der Balustrade hervor. Das alte, ehrwürdige Gemäuer, die Erhabenheit dieses Schlosses, das bestimmt tausende Geschichten zu erzählen hatte, raubte ihm fast den Atem. Zugleich verließ ihn ein wenig der Mut. Wie sollten sie in diesem Komplex den Schatz des alten Claymore finden (was auch immer der Schatz nun sein mochte)? Er versuchte, sich über die Anzahl der Räume in der gesamten Anlage klar zu werden, doch er konnte es sich beileibe nicht vorstellen. Dazu kamen die übrigen Gebäude, die auf dem Plateau verteilt waren. Thomas presste Luft zwischen seinen Lippen hindurch und wandte sich Ben zu, der der Aussicht, hier einem Kunstgegenstand oder etwas Ähnlichem auf die Spur zu kommen, ebenso wenig Chancen zuzurechnen schien. »Barrierefrei«, sagte Thomas. Ben zog die Augenbrauen hoch: »Was?«

»Das heißt jetzt nicht mehr behindertengerecht«, fuhr er fort, »sondern barrierefrei. Man verlagert den Fokus von den angeborenen Unzulänglichkeiten der Menschen zu den Unzulänglichkeiten des Umfelds. Das nennt sich politisch korrekt. Sag bloß, du wusstest das nicht.«

Ben schüttelte den Kopf. »Von mir aus. Gibt es auch einen politisch korrekten Ausdruck für Detektive?«

Thomas zuckte mit den Schultern und schritt gemächlich auf das Eingangstor des Schlosses zu. Es war ein drei Meter hohes Doppelflügeltor, aber der eigentliche Eingang war eine kleine Tür, die nachträglich in den linken Flügel hineingesetzt worden war. Offenbar war

es irgendjemandem zu anstrengend gewesen, für jeden Besucher dieses Riesending aufzumachen, aber das musste schon eine Weile her sein, denn auch die kleine Tür hatte schon grüne Ablagerungen angesetzt. Es gab keine Klingel, dafür einen schmucklosen gusseisernen Türklopfer. Am anderen Torflügel hing ein gewöhnlicher Briefkasten mit dem aufgeprägten, weitgeschwungenen Namen *F. Claymore*. Darunter klebte ein laminierter Streifen Papier, auf dem *B. Donovan* stand. Thomas prägte sich den Namen ein und verließ den Schutz der Balustrade. Feiner Nieselregen hüllte ihn ein. Ehrfürchtig blickte er an der Außenwand des Schlosses hoch und sah mehrere dunkelblau schillernde Platten an einem spitzen Giebeldach. »Gute Nachrichten, Ben«, rief er und zeigte nach oben. »Solarzellen. Da sehe ich schon mal fünf. Wer weiß, wie viele es noch sind. Ich vermute, im Keller gibt es noch einen Dieselgenerator oder so.«

»Ja, oder zehn Millionen Hamsterräder.« Ben feixte.

»Es ist einfach zu unsicher, Überlandleitungen hierherzulegen.«

»Das heißt, es gibt auch kein Telefon?«

»Naja, sicher wird der alte Claymore irgendwie telefoniert haben. Vielleicht weiß Cecil Bescheid.«

»Apropos.«

Cecils grüner Bogart Viva rumpelte über die Brücke und schrammte gefährlich nah an ihrem Tornado vorbei, als er den Wagen auf einen der Parkplätze steuerte. Er stieg aus, winkte kurz, schloss den Wagen ab und joggte zu Ben und Thomas unter die Balustrade. »Hi, ihr beiden! Schon da?«

»Wie du siehst«, grinste Thomas. Sie gaben sich die Hand. »Ist Arthur noch nicht da?«, fragte Cecil und wartete gar nicht erst auf eine Antwort: »Dann wird er gleich kommen, denke ich. Shirley kommt mit ihm. Gehen wir schon mal rein, das ist ja ein Pisswetter, heute!« Cecil verschwand hinter einer der Säulen. Er wuchtete eine

der Bodenplatten zur Seite und zog einen kleinen Metallgegenstand hervor. Präsentierend hob er den Schlüssel hoch, bevor er die Eingangstür aufsperrte, ein Schlüssel für eine gewöhnliche moderne Schließanlage. Er bemerkte Bens verwunderte Blicke. »Du hast was Größeres erwartet, oder?«

»Ja, schon«, gab dieser zu. »Irgendeinen schweren Eisenschlüssel mit tausend Verzierungen drauf.«

»Das Schloss macht auf den ersten Blick vielleicht nicht den Eindruck, aber der alte Claymore war ziemlich modern. Fette, verzierte Schlüssel gibt es aber trotzdem, vor allem für die alten Räume, die nicht mehr in Benutzung sind.« Cecil stemmte sich gegen die Tür. Mit einem Ruck gab sie nach. Er bat Thomas und Ben herein. »Er hat einen der Säle zum Spielkasino umbauen lassen. Er hat auch ein Planetarium und ein eigenes Kino. So ein richtiges mit Polstersitzen und zwei Projektoren für 3D-Filme und sowas. Das hat sich der Alte einfach gegönnt.« Die Tür fiel krachend ins Schloss. Thomas warf einen verstohlenen Blick auf seine Armbanduhr.

20:00 Uhr

Der Raum war dunkel. Nur Umrisse zeichneten sich in dem bisschen Licht ab, das von draußen durch die milchigen Fenster fiel. Cecil tastete die Wand neben der Tür ab. Er legte einen schweren Bakelitschalter um, und mit einem Schlag erhellte sich das Foyer. Der Raum war groß und zwei Stockwerke hoch. Links und rechts zweigten Gänge ab, die sich bald in der Dunkelheit des Hauses verloren. Zwei geschwungene Treppen, gegeneinander seitenverkehrt angeordnet, führten auf eine Galerie im ersten Obergeschoss. Dort schlossen mehrere Gänge werweißwohin an. Gemälde von der Größe einer Speisetafel hingen an der Wand, Landschaften im Herbst, Jagdsze-

nen. Wieder die Treppen hinab erleuchteten Halogenstrahler in regelmäßigen Abständen Nischen in der Wand, in denen eiserne Götterfiguren standen. »Ich kann verstehen, warum die Stadt ein Museum daraus machen will«, sagte Thomas erstaunt. »Viel ändern müsste man jedenfalls nicht.«

»Nein«, lächelte Cecil und zeigte auf eine Sitzgruppe, die zwischen den Treppenaufgängen zum Ausruhen einlud, die Rückseite umrundet von prall gefüllten Bücherschränken. Das Zentrum bildete ein schwerer Tisch mit Ölschieferplatte. »Setzen wir uns erst mal!« Auf dem roten Sisalboden erzeugten ihre Schritte ein heiseres Rascheln, das sich in der erhabenen Stille des Foyers verlor. Cecil, Thomas und Ben sanken behutsam in die breiten Ledersessel, die bei jeder Bewegung, die sie machten, angenehm knarrten. »Wollt ihr was trinken?«, fragte Cecil und zeigte auf eine Minibar, die in eines der Bücherregale eingelassen war. »Was Hartes vielleicht?«

»Ich hätte nichts gegen was Süßes«, schlug Thomas vor. Cecil wuchtete sich aus dem Sessel, öffnete die Bar und suchte. Er stellte zuerst drei Gläser mit dickem Boden auf dem niedrigen Tisch ab, dann eine Flasche Zitronenlimonade. »Die beste der Welt«, fügte er hinzu. »Er hat sie sich immer liefern lassen. Arthur hat mir schon alles Wissenswerte erzählt. Er kannte den alten Claymore gut.« Cecil schloss die Bar und setzte sich wieder. Ben hatte bereits für alle eingekauft. »Ist ja sogar gekühlt.« Erstaunt las er das Etikett, versuchte es zumindest, aber es war eine fremde Sprache, er kannte sie nicht. »Auf unser Wiedersehen!«, prostete ihnen Thomas zu. »Auf unser Wiedersehen!« Dann ein tiefer Schluck. Thomas leerte das Glas in einem Zug. Prickelnde Kühle wanderte seine Speiseröhre hinab in den Magen. Der Geschmack war einzigartig. »Ich bin kein Experte für Zitronenlimonade, aber wow!«

»Die beste der Welt, hab ich ja gesagt.« Cecil lächelte so breit, als

wäre das Limorezept von ihm. Er nestelte eine Packung Zigaretten aus seiner Jacke und steckte sich eine an. »Macht euch doch nichts, oder?« Ben schüttelte den Kopf. »Gut. Aber jetzt sag mal, Thomas, bist du nach dem Abschluss nicht auf die Uni gegangen?« Thomas räusperte sich. »Ähm, ja, schon. Wenn man das so nennen will.« Cecil verstand nicht. »Ich habe mich eingeschrieben«, fuhr Thomas fort, »für Erziehungswissenschaften. Weiß wirklich nicht, was ich damit werden wollte, irgendein Pädagoge eben. Die ersten zwei Semester liefen ganz gut, aber dann hab ich langsam die Lust verloren und hauptsächlich in einem Plattenladen gejobbt, um mein Studium zu finanzieren. Irgendwie hatte ich keinen Bock mehr auf die Vorlesungen und Kurse, so langsam fand ich das Fach auch ziemlich bescheuert, ich war enttäuscht, aber aufhören wollte ich dann auch wieder nicht. Drei Jahre hab ich studiert, also, war ich eingeschrieben, meine ich. Dann hab ich Ben getroffen. Im Supermarkt.«

»Am Keksregal?«

»An der Kasse«, gestand Ben. »Ich hab da als Kassierer gearbeitet.« Cecil nippte an seinem Glas. Verwundert sah er Ben an, als er es wieder abstellte. »Aber *so* schlecht war dein Abschluss doch nicht, oder?«

»Ne, aber ich hatte keine Lust, nach der Schule gleich an die Uni zu gehen. Also zog ich in eine billige Gegend, mietete mich in einer schäbigen Wohnung ein und suchte mir einen Job. In einer Gurkenfabrik. Es war wahnsinnig langweilig und auch nicht sehr erfüllend. Ich war Third Grade Manager im Bereich Packaging und Labeling. Das heißt, mein direkter Vorgesetzter war der Hilfix vom Assistenten irgendeines Kerls, der dafür zuständig war, dass die Gurkengläser das richtige Gewicht hatten und die Etiketten gerade aufgeklebt wurden. Es war erniedrigend, aber genau das Richtige, um dann abends geistig voll auf der Höhe zu sein. In der Zeit habe ich einen Roman

geschrieben.«

Cecil glotzte erstaunt. »Wow! Kann man den kennen?«

»Prinzipiell schon. Ich dachte, was die ganzen Thrillerautoren mit ihren Einheitsbreiromanen können, das kann ich schon lange. Alles nach Schema F abgespult, die Figuren übelste Klischees, berechenbar wie Scheißendreck, das Übliche eben. Ich hab mir also eine Checkliste all der Dinge gemacht, die so ein Roman haben muss, und auf dieser Grundlage einen psychologisch ausgetüftelten forensischen Verschwörungsthiller geschrieben. Keine Sau wollte ihn, nicht mal die Druckkostenzuschussverlage. Ich hab ihn dann von meinem ganzen Ersparten selbst drucken lassen. Für kurze Zeit war er sogar im Handel erhältlich. Ich wartete auf den großen Durchbruch, aber nichts. Gerade mal zwanzig Exemplare hab ich verkauft, davon ein paar an meine Eltern und Freunde. Er war ein Flop, und ich war pleite.«

»Dumm gelaufen. Wie hieß das Buch denn?«

»*Iniudicati*.«

»Die Unverurteilten? Klingt doch ganz spannend.«

»Es ist echt mies, glaub mir.«

»So ungern ich das tue«, unterbrach Thomas und schenkte sich noch ein Glas Limonade ein, »aber er hat Recht. Ich hab ihm später aus Mitleid ein Exemplar abgekauft und gelesen, aber – machen wir weiter im Text.«

»Naja, jedenfalls war ich pleite, und auf Gurkengläser hatte ich auch keine Lust mehr. Ich war ziemlich deprimiert und brauchte einen Tapetenwechsel. Ein Kumpel von mir wusste, wo es eine verdammt günstige Wohnung gab, und ich zog nach Bad Greifenburg um, wo Thomas studierte, aber das wusste ich zu dem Zeitpunkt noch nicht. Ich wohnte direkt über einem Vierundzwanzig-Stunden-Supermarkt, neben einer Disko und einer Kegelbahn, und über mir

tagte wöchentlich der Square Dance Club. Ich war pleite, das hab ich schon gesagt. Also hab ich in dem Supermarkt als Kassierer angefangen. Ja, und dann kam irgendwann Thomas vorbei. Während einer Nachtschicht.«

»Wir verabredeten uns auf ein Bier bei mir in der Bude«, führte Thomas die Erzählung fort. »Haben lange geplaudert, über früher und was wir aus uns hatten machen wollen, eigentlich, und irgendwann kam raus, dass wir beide keinen Bock mehr auf das hatten, was wir momentan taten. Als Ben dann unser altes Detektivlogbuch rauskramte, kamen wir auf die Idee. Gründen wir eine Detektei! Und zwar eine mobile. Wir kündigten unsere Wohnungen und Jobs, kauften einen alten Gebrauchten und fuhren von Ort zu Ort, um Aufträge an Land zu ziehen, sowas wie Söldner irgendwie. Klappte gar nicht so schlecht.«

»So eine Art Lieferservice für Leute, die Detektive brauchen.« Ben machte eine Pause und gönnte sich einen Schluck. »Ja, und hier sind wir.«

»Dem Wagen nach zu urteilen«, Cecil zeigte in Richtung des Hofes und atmete entspannt Rauch aus, »habt ihr es wirklich zu was gebracht.«

»War manchmal mehr Glück als Verstand dabei.« Thomas grinste, Ben nickte zustimmend. Dann saßen sie eine Weile schweigend da, tranken Limonade. Thomas ließ seinen Blick wie die hämmernden Typenhebel einer Schreibmaschine durch die Regalreihen wandern, Buch für Buch nach rechts, zurück, ding!, und wieder von vorne. Es befanden sich ausschließlich Enzyklopädiereihen darin, darunter alle vierundzwanzig Bände der neuesten Ausgabe der *Messerschmidt-Enzyklopädie des gesammelten Wissens der Welt*, aber auch einige zerfledderte Editionen älterer Reihen wie der *Samlung denkwuerdiger Sprueche auf Marterln und Leichenbretern*, die bestimmt eine

köstliche Lektüre waren.

Die drei horchten auf, als sich draußen ein tiefes Brummen näherte und verstummte. Nur ein paar Sekunden später klopfte es zweimal schwer gegen die Eingangstür. Während sich Thomas und Ben aus den tiefen Sesseln quälten, drückte Cecil seine Kippe in einem schweren Glasaschenbecher aus und beeilte sich, den Neuankömmlingen zu öffnen. Kurz drang das Rauschen von dichtem Regen herein. Als Cecil die Tür wieder schloss, verstummte das Geräusch.

Arthur Tilghman hatte seinen Aktenkoffer als Regenschirm benutzt, doch jetzt senkte er ihn wieder. Er war hochgewachsen und schlank, man konnte es dürr nennen. Auf seiner spitzen Nase saß eine Designerbrille, die mit ihren Drahtbügeln billiger aussah als sie es wahrscheinlich war. Ein weißes Hemd unter einer weinroten Krawatte unter einem schwarzen Nadelstreifenanzug rundeten das Bild eines Mannes ab, der wichtig zu sein schien. Mr. Tilghman stellte den Koffer ab, lehnte ihn an die erstbeste Wand, fuhr sich mit der Linken durchs Haar (oder was davon übrig war) und begrüßte Cecil förmlich mit der Rechten.

Für eine Frau war Shirley Levinson groß, größer jedenfalls als Thomas, aber sie wirkte nicht wie der staksige Notar, der wie abgestellt neben ihr stand. Dick war sie nicht, nein, keinesfalls, sie hatte eine ordentliche, stabile Figur, mit der sie zwar bei keiner Modelagentur der Welt hätte punkten können, doch was hieß das schon?, ergänzte Ben in Gedanken. Sie trug einen dunkelblonden Zopf bis unter den Nacken, von wo ihr ein gepunktetes Tuch zweimal um den Hals floss. Den gepolsterten Anorak nahm ihr Mr. Tilghman ab und hängte ihn an eine Garderobe. Ihre rote Jeans war etwas zu eng und die gelbe Bluse mindestens retro, wenn nicht sogar altmodisch. Sie schien sich zu überlegen, ob sie Cecil zur Begrüßung umarmen sollte, entschied sich aber dagegen. Als sie die beiden Gäs-

te sah, lächelte sie. »Ich darf bekannt machen«, begann Cecil. »Shirley Levinson.« Ben und Thomas gaben dem Mädchen die Hand. »Nennen Sie mich einfach Shirley.« Sie war vielleicht fünfundzwanzig und damit etwa so alt wie die beiden Detektive selbst. »Thomas und Ben reicht auch.«

»Und Arthur Tilghman«, fuhr Cecil fort. Arthur hatte einen festen Händedruck. Wahrscheinlich kündete das von Selbstsicherheit und damit von einem Notar, dem man voll und ganz vertrauen konnte. Fünfzig war er noch lange nicht, aber vierzig bestimmt. »Und das sind meine alten Schulfreunde. Thomas Grey und Ben Hastings.«

»Angenehm«, sagte der Notar. »Arthur. Ben, Thomas, freut mich, dass Sie uns helfen.«

»Wir können es zumindest versuchen«, entgegnete Ben und lachte selbstsicher. Wenn die drei die letzten Tage über das Rätsel nicht hatten lösen können, würde er zumindest nicht schlechter abschneiden als sie. »Dann sollten wir uns in die Bibliothek setzen«, schlug Arthur vor. »Da ist es schön gemütlich.« Er schnappte sich den Aktenkoffer und wies den Weg. Ein schmaler Gang zweigte vom Foyer ab. Er führte tief in das verwinkelte Herzstück des Schlosses von Fidelius Claymore.

Thomas und Ben nickten und folgten ihm in die Dunkelheit.

»Hat Mr. Claymore hier ganz alleine gelebt, Arthur?« Thomas verhehlte seine Neugierde nicht. Immer wieder schaltete Arthur Deckenlampen ein. Mehrere geschlossene Eichentüren bestätigten den Eindruck, dass man eine Weile brauchen würde, bis man sich in dem Schloss zurechtfindet. »Nein, natürlich nicht«, antwortete der Notar. »Vor hundert Jahren lebten über zwanzig Bedienstete drüben in einem eigenen Haus. Vielleicht haben Sie das gesehen. Aber bis zuletzt wohnten nur vier Menschen in diesem riesigen Anwesen, nämlich der alte Claymore selbst, sein Butler Rhett Stewart und Todd Rogers, der Koch. Dann war meistens noch ein Freund Claymores anwesend, Bryce Donovan.« *B. Donovan*, fiel Thomas ein. Der Name auf dem Briefkasten. »Der hat zwar eine Wohnung irgendwo in der Gegend, aber eigentlich lebte er hier, um dem Alten Gesellschaft zu leisten. Für seine siebzig Jahre ist er noch ziemlich fit, aber, wenn ich offen reden darf, langsam ist er ein wenig wunderlich geworden. Naja, wie auch immer. Rhett und Todd sind nach dem Tod Claymores ausgezogen. Rhett hat mich noch ein, zwei Mal angerufen, aber das war's dann. Wo Mr. Donovan jetzt ist, weiß ich nicht. Vielleicht erholt er sich im Urlaub. Ich erreiche ihn jedenfalls nicht.«

Sie kamen an einem beeindruckenden Spiegel vorbei. Anderthalb Meter breit war er mindestens, und so blank poliert, dass man den Eindruck bekommen konnte, er sei ein Durchgang in einen weiteren Flur. Was Ben an dem Spiegel aber besonders faszinierte, war der Rahmen. Er strotzte nur so vor Verzierungen, vor hunderten Schlangen, die sich kreuzten, verknöteten, sich fraßen und aus sich heraus neu entstanden und sich so in einem immerwährenden Kreis aus Geburt und Tod um den Spiegel wanden. Der Rahmen war dick und sah tonnenschwer aus.

»Und Sie hatten Claymores Testament in Obhut?«, fragte Ben.

»Nein. Fidelius hat sein Testament selbst aufbewahrt. Mr. Donovan ist vertraut mit den Unterlagen seines Freundes. Er hat es mir zugeschickt, damit ich die weiteren Schritte einleite. Sie müssen wissen, Fidelius und ich standen uns nahe. Wir kannten uns schon eine ganze Weile. Ich kam oft zum Spielen hierher. Poker, Roulette, alles. Unten im Schloss gibt es ein richtiges Spielkasino. Fidelius hat gerne gespielt.« Arthur lachte herzlich. »Und auch gerne geschummelt.« Er fuhr fort: »Ich habe also Shirley kontaktiert. Sie kam aus Rialto hierher und hat das Schloss verkauft.«

»Mit meinem Großvater hatte ich seit meiner Kindheit kaum Kontakt«, erklärte sie. Ihre Stimme klang angenehm weich. »Und was soll ich mit so einem riesigen Schloss? Die Stadt kann es besser gebrauchen. Es klingt hart, wenn ich das so sage, aber das Geld kommt mir ganz gelegen.« Sie schluckte hörbar. Alle standen nun vor einer breiten Doppeltür. Arthur stemmte sich mit beiden Händen gegen die Flügel, sie schwingen auf.

Thomas pffiff erstaunt. Die Bibliothek war nicht nur ausufernd groß, sondern auch hoch. Auf der rechten Seite erstreckten sich drei Zwischenetagen nach oben, die sich jeweils auf die Bücherschränke des nächstunteren stützten. Über eine Wendeltreppe konnte man die einzelnen Stockwerke erreichen. Jedes Regal war voll von links bis rechts. Ben überschlug die Anzahl der Bücher: Es mussten über dreißigtausend sein, wenn das nur reichte. Auf der anderen Seite war zuerst ein großer Kamin in die Wand eingelassen, dann zeigten meterhohe, aber dünne Fenster nach hinten in den dunklen Garten. Sie reichten vom Fußboden aus mehrere Meter in die Höhe. In einem der Fenster führte eine Glastür nach draußen. Thomas presste sein Gesicht gegen die Scheibe. Draußen standen kugelrunde Laternen in regelmäßigem Abstand unter den alten Bäumen. In ihrem Schein

prasselte der Regen auf das glänzende Gras. Nicht weit von der Bibliothek entfernt umschlossen dichte Hecken ein rundes Areal. Richtung Osten erkannte er die schattenhaften Umrisse eines Pavillons, etwas weiter stand ein sehr simples, kleines Haus mit einer Tür, die von der Größe her nur für Kinder ausreichte.

»Ich mache Feuer.« Arthur legte ein paar Holzscheite in den Kamin und goss Grillanzünder darüber, der auf dem Kaminsims stand. Mit einem langen Feuerzeug entzündete er die Flüssigkeit. Als er den Haufen mit einem schweren Schürhaken vermengte, begann das Feuer zu knistern und knacken. Über dem Kamin hing ein Wintergemälde an der Wand; es zeigte einen schneebedeckten Wald am Fuße gewaltiger Berge. Neben dem Bild hingen mehrere kleine Porträts, von der Art der Kleidung her offenbar alles Personen, die zu verschiedenen Zeiten vor eben jenem Kamin gesessen und geplaudert hatten. Thomas konnte seinen Blick nicht von den Gesichtern abwenden. Sie starrten in den Raum hinein. Sahen alles. Hörten alles.

»Setzen wir uns doch!« Inmitten der Bibliothek standen acht Stühle um einen runden Tisch aus edlem dunkelrotem Holz. Die Verzierungen darauf entzückten Ben, denn sie zeigten ein vereinfachtes Modell des Sonnensystems. In der Mitte hatte jemand eine stilisierte Sonne in das Holz eingearbeitet. Dann folgten die neun Planeten auf ihren Umlaufbahnen. Es waren neun bierdeckelgroße Scheiben aus verschiedenen teuren Materialien; Pluto zum Beispiel, der eigentlich gar nicht mehr zum Sonnensystem zählte, war aus Perlmutter und Jupiter aus feinstem Schildpatt. Ben konnte sich gut vorstellen, dass dieser Tisch allein ein Vielfaches von dem gekostet hatte, was er selbst im Monat verdiente.

Die Stühle waren bequemer als sie aussahen. Sie setzten sich, Arthur knallte seinen Koffer auf den Tisch und drehte an den Zahlenschlössern. Der Deckel schnappte auf. Thomas, der zwei Stühle wei-

ter saß, erhaschte einen Blick auf den Inhalt: eine Menge Papiere und Stifte, wohl alles Arbeitsunterlagen. Obenauf lagen frische Ausdrucke: mehrere Abzüge des Gedichts aus dem Testament, auf dickes weißes Papier gedruckt, zentriert, serifenlose Schrift. Arthur schnippte sie in die Mitte des Tisches, schloss seinen Koffer und verdrehte die Zahlenrädchen. Weil es ihm wohl doch zu warm wurde, schlüpfte er aus seinem Jackett und zog die Krawatte aus, legte sie ordentlich über die Lehne eines freien Stuhls. Ben fühlte sich wohler, wenn er seine Jacke anbehielt. »So, jetzt aber«, fing Arthur an. »Ben, Thomas, haben Sie sich schon Gedanken gemacht?«

Ben und Thomas tauschten Blicke, die ausmachten, dass Ben reden solle, wenn es um das Rätsel ging. Thomas würde den Rest übernehmen. »Naja, versucht haben wir es natürlich«, seufzte Ben. »Wir sind uns klar darüber, dass es sich auf Orte oder Gegenstände hier im Schloss bezieht, aber da wir das Schloss nicht kennen ...«

»Ja, sowas haben wir uns schon gedacht.«

»Wissen Sie, Arthur, worum es sich bei diesen Schätzen denn handeln könnte?«

»Nein. Fidelius besaß viele wertvolle Dinge, aber etwas Spezielles fällt mir nicht ein. Wir müssen ja davon ausgehen, dass es sich dabei nicht um Dinge handelt, die einfach hier herumliegen.«

»Das sicher nicht. Die ersten beiden Verse heißen: *Willst du meine Schätze finden, die nicht das sind, wonach sie aussehen?* Darunter verstehe ich, dass es sich um Dinge handelt, die einem Laien nicht als kostbar auffallen würden.«

»Klar.«

»Der Ausdruck *an so manchen Ort* bedeutet, dass das Gedicht uns herumführen wird. Es gibt mehr als ein Ziel, also vermutlich noch mehr Rätsel.«

»Auch klar.«

»Das mit den Karten verstehe ich nicht. Die nächsten Dinge müssen sich auf konkrete Orte beziehen. *In zartem Nymphengriff, wo die Götter ewig kreisen, im Herzen des trommelschlagenden Gottes.* Sie kennen sich hier ja inzwischen aus. Können Sie damit was anfangen?«

»Ich muss zugeben, dass wir viele Orte des Schlosses noch nicht besucht haben, es ist einfach zu groß und unübersichtlich. Manche Türen sind auch verschlossen, und wir haben keinen Schlüssel dafür. Wo die Götter kreisen, das müsste das Planetarium sein. Die Planeten sind ja nach Göttern benannt. Der trommelschlagende Gott, glauben wir, ist der Kriegsgott Mars, also der Planet Mars.«

»Klingt plausibel. Haben Sie versucht, das Modell des Mars zu öffnen?«

»Wir kommen nicht dran. Es hängt zu weit oben, direkt unter der Glaskuppel. Die Modelle haben einen elektrischen Antrieb, aber für die Steuerung fehlt uns der Schlüssel.«

»Hm.«

»Aber wir haben keine Ahnung, warum uns der Schlüssel im Herzen des Gottes über alles emporhebt. Und Nymphen gibt es im Planetarium auch nicht. Das ist alles ziemlich kryptisch.«

»Metaphorisch vielleicht.«

»Vielleicht.«

Die fünf brüteten eine Viertelstunde über dem Gedicht und versuchten, symbolische Bedeutungen herauszuarbeiten, kamen aber zu keinem zufriedenstellenden Ergebnis. Der Kamin knisterte angenehm. Ben atmete erleichtert auf. Das war sie, seine Romantik. Ein Feuer prasselte, an den Fenstern lief trommelnd und plätschernd der Regen herab, sie lösten Rätsel, hatten genügend Licht. Nur die Porträts gefielen ihm nicht. Er wusste, es war nur seine blühende Phantasie, dass er glaubte, eines von ihnen würde ihn anstarren. Das haben

diese Bilder so an sich. Vielleicht schielten die Augen ja auch, so dass es von jedem Punkt des Zimmers so aussah, als würden sie ihn beobachten. Trotzdem: Immer wieder lugte er vom Tisch weg auf die Bilder über dem Kamin.

»Arthur, darf ich Sie was fragen?« Thomas verschränkte die Arme auf dem Tisch. Der Notar nickte verständnisvoll. »Sie kannten Fidelius gut, oder?«

»Ich weiß nicht viel von seiner Geschichte, wenn Sie das meinen. Aber ich kannte ihn gut, ja.«

»Warum könnte er dieses Rätsel überhaupt in sein Testament geschrieben haben?«

»Tja, das habe ich mich natürlich auch gefragt. Auch Bryce.«

»Bryce Donovan?«

»Ja. Es ist mir bis jetzt noch nicht ganz klar. Denken kann ich mir da schon was: Fidelius hat gerne gespielt. Egal, welches Spiel, Geduldspiele, Glücksspiele, Puzzles, alles. Das war seine Freizeitbeschäftigung, und er hat es geliebt. Vielleicht ist das eines seiner Spiele. Der Gewinner bekommt einen Preis.«

»Klingt ziemlich abgefahren.«

»Fidelius *war* abgefahren. Das liegt in der Sippe. Schauen Sie sich das Schloss doch mal an! Wer jahrelang hier wohnt ... ich weiß nicht. Gibt doch Sinn, oder?«

»Irgendwie schon.«

»Aber zufrieden sind Sie damit nicht.«

»Eigentlich nicht.«

»Wir werden es vielleicht nie erfahren.«

»Oder dann, wenn wir seine Schätze finden.« Thomas atmete durch und verschränkte die Beine. Er klatschte die Hände auf den Tisch. »Ich schlage Folgendes vor: Wir schauen uns das Planetarium an! Dann laufen wir planlos die Gänge ab und suchen nach allem, was

nach einer Nymphe aussieht. Und gibt es hier irgendwas, wo Schlüssel aufbewahrt werden?«

»Es gibt einen Schlüsselkasten im Foyer. Aber das ist vergebene Mühe, wir haben schon alles an der Konsole für die Planeten ausprobiert.«

»Egal. Irgendwann werden wir einen Schlüssel brauchen. Also los!« Alle richteten sich von ihren Stühlen auf. Nur Ben blieb sitzen. »Stopp!«, wandte er ein und hob die Hand. »Einen Augenblick! Bevor wir losgehen, könnten sich Thomas und ich mal das Büro des alten Claymore ansehen? Vielleicht finden wir dort ja einen Hinweis.«

Arthur nickte. »Alles, was Sie wollen. Ich bringe Sie hin. Shirley, Cecil, ich bin gleich wieder da. Folgen Sie mir!«

Arthur führte Ben und Thomas auf einem anderen Weg aus der Bibliothek hinaus. Eine schmale Treppe führte ins erste Obergeschoss. Nach links und rechts bog ein breiter, mit orangerotem Teppich ausgelegter Flur ab. Sie folgten dem rechten Gang, und Thomas glaubte, dass sie, wenn sie weitergingen, im Foyer herauskommen müssten, nur eben oben, wo die Treppen endeten und die großen Herbstbilder hingen. Sie hielten an einer schweren Eichentür, auf der ein Messingschild mit dem Namen Claymore hing. »Es müsste offen sein.«

»Danke, Arthur«, entgegnete Thomas.

»Lassen Sie sich ruhig Zeit! Sie finden den Weg zurück?« Ben und Thomas nickten und betraten das Büro. Sie schlossen die Tür hinter sich und lauschten, bis sich die Schritte Arthur Tilghmans entfernt hatten. Dann erst wagten sie einen Blick.

Das Büro war nicht sonderlich groß im Vergleich zu den anderen Räumen, die sie bisher gesehen hatten. Es maß etwa fünfundzwanzig Quadratmeter und bestand im Wesentlichen nur aus zwei prall gefüll-

ten Bücherschränken an der rechten Wand, einem großen Arbeitstisch an der linken, einer kleinen Sitzgruppe für Besucher und einer ganzen Menge an Erinnerungsfotos, die in Rahmen an der Wand hingen. Obwohl Thomas den Strahler an der hohen Decke angeschaltet hatte, wirkte der Raum dunkel, vielleicht wegen seines moosgrünen Teppichs und den Holzpanelen an der Wand, die ihm bis zur Hüfte reichten. Interessiert schritt Ben zu den Fenstern an der Rückwand. Sie zeigten nach hinten in den Garten. Also befanden sie sich etwa über der Bibliothek, mehr nach Osten versetzt, natürlich. Ben zögerte, ob der alte Claymore, er ruhe in Frieden!, es ihm übelnähme, wenn er sich in seinen Sessel setzte. Na, immerhin spielte er sein Spiel, das würde ihm doch wohl recht gewesen sein. Also ließ sich Ben in den Drehsessel sinken und wippte hin und her. Thomas griff nach einem der Stühle für Gäste und setzte sich Ben gegenüber. Er verschränkte die Beine und massierte sein Kinn.

»Ben, du weißt: Was deine Meinung über Personen angeht, schätze ich dich hoch.«

»Ich bin gerührt.«

»Was ist dein Eindruck?«

»Ich habe mehrere Eindrücke. Erstens finde ich Shirley sympathisch, aber vielleicht lasse ich mich da zu sehr von Äußerlichkeiten einlullen. Zweitens kann ich Rechtsvögel, seien es auch nur Notare, auf den Tod nicht ausstehen.«

»Da sind wir schon zwei.«

»Drittens beobachte ich Folgendes.« Ben beugte sich nach vorne. »Cecil und Shirley haben fast kein Wort gesagt, seit sie hier sind. Die ganze Aktion scheint mir also mehr von Arthur auszugehen als von Shirley. Dabei müsste *sie* ja das größte Interesse daran haben.«

»Nicht unbedingt. Sie hat das Schloss verkauft und damit sicherlich Geld genug. Mit ihrem Großvater verbindet sie nicht viel, also geht

es ihr bei diesen Schätzen wohl eher ums Prinzip. Aber Tilghman bekommt bestimmt was von dem Erlös des Schlosses ab, wenn er Shirley hilft. Ein Mann wie er, denke ich, sagt zu Geld sicher niemals nein.«

»Gibt Sinn. Hm ...« Ben lehnte sich zurück und drehte sich langsam im Kreis. Seine Blicke streiften über die Lexika in den Bücherschränken und die Fotos an der Wand. Alles Erinnerungsstücke, viele noch in Schwarz-Weiß, Schulbilder Claymores, Aufnahmen aus dem Krieg, wo Claymore offensichtlich mit Kumpanen an der Front gekämpft hatte, Bilder von der harten Zeit danach. Auch auf dem Schreibtisch standen gerahmte Fotografien. »Schau mal, das ist er wohl!« Thomas kam zu Ben herüber, während dieser den Rahmen in die Hand nahm. Das Bild zeigte einen etwa sechzigjährigen Mann, der sich auf einen Stock stützte. Er hatte nur noch einen grauen Haarkranz, und sein Gesicht wirkte steif und ernst. Unter seinem Schnauzbart jedoch erkannte man ein Lächeln. Er trug einen feinen Anzug. Eine Frau, vom Alter her seine Gattin, hatte sich bei ihm eingehakt. Sie hielt sich einen Schirm über den Kopf und trug einen altmodischen Reifrock. Ben nestelte das Bild aus dem Rahmen und drehte es um. An einer Ecke stand quer: *Bilse und ich, Sommer 2101*. »Etwa zwölf Jahre her«, rechnete Ben und steckte das Bild wieder zurück. »Und wer ist das?« fragte Thomas. Er deutete auf ein Foto, das Claymore und einen anderen Mann zeigte, der gut und gern ein paar Jahre jünger war. Sein Gesicht war rund und generell freundlicher; nur die Glatze verlieh ihm einen ernsten Unterton. Die beiden Männer saßen in der Bibliothek vor dem Kamin und hielten ein Glas Hochprozentiges in die Kamera. Auf der Rückseite des Bildes stand: *Bryce und ich, Herbst 2109*. »Noch gar nicht so lange her.« Thomas setzte sich wieder in den Stuhl und atmete tief ein. »Sollen wir wieder runter?«

»Ich weiß nicht.« Bens Blicke schweiften noch immer über die Fotogalerie. »Irgendwas stimmt hier einfach nicht.«

»In der Anordnung, oder was?«

»Nein.« Ben starrte mehrere Minuten wie gebannt auf die Fotos. Ab und zu probierte er, ob sich die Schreibtischschubladen öffnen ließen, doch sie waren verschlossen. Auf einmal sprang er auf und klopfte auf den Tisch. »Ich Vollpfosten!«

»Was?«

In Bens Gesicht mischte sich ein überlegenes Grinsen, als er die Galerie sondierte. »Das hat gedauert, Ben«, flüsterte er sich selbst zu. Thomas überflog die Fotos. »Welches meinst du?«, fragte er. »Na, keines«, erklärte Ben aufgeregt. »Kein einziges. Hier hängt kein einziges Bild von seinen Kindern.«

»Vielleicht hatte er keine Kinder.« Doch Thomas unterbrach sich bereits mitten im Satz und ließ ihn der Vollständigkeit halber nur noch ins Leere laufen. »Wir sind echt Deppen, Ben!«

»Gell? Jeder hängt Bilder seiner Kinder auf. Ergo: Keine Bilder, keine Kinder.«

»Keine Enkel.« Thomas vervollständigte den Gedanken. »Ha! Jetzt haben wir sie. Aber so können wir nicht unten aufkreuzen. Egal, was passiert, wir sind in der Unterzahl und damit in einer taktisch ungünstigen Position.«

»Nein, du hast Recht. So dürfen wir das nicht aufziehen. Wir müssen sie dazu bringen, es von sich aus zu erzählen. Und ich glaube, das riecht nach einem Job für dich.« Ja, das tat es wirklich. So feinfühlig Ben sein mochte, wenn es darum ging, Stimmungen aufzunehmen: Als eine seiner Klassenkameradinnen ihn früher den allerletzten Trampel genannt hatte, da hatte sie ohne Zweifel richtig gelegen. Tacheles zu reden, ohne den Leuten ununterbrochen billige Sarkasmen ins Gesicht zu schleudern oder patzig zu reagieren, das war

sein Ding nicht. Monolog: ja. Dialog: nein. Darauf war Thomas abonniert. »Dein Ziel?«, fragte Ben neugierig. »Shirley«, war die knappe Antwort. »War ja klar«, feixte Ben. »Aber das ist wirklich am geschicktesten. Wenn sie nicht mit dem alten Claymore verwandt ist, bleibt die Frage, was sie hier zu suchen hat.«

»Jetzt müssen wir sie nur noch separieren.«

Ben rieb sich die Hände und überlegte kurz. Dann stand er auf und winkte zur Tür. »Ich hab da was.«

Als Arthur, Cecil, Shirley, Thomas und Ben noch gemeinsam in der Bibliothek saßen und über dem Gedicht brüteten, öffnete sich der Kofferraum von Cecils Bogart.

So langsam waren ihm schon beide Füße eingeschlafen. Aber so war es besser, dachte Adrian. Er hatte sich in Cecils Kofferraum versteckt. Auf diese Weise würde er ihn erstens nicht verlieren, und zweitens würde dieser seinen knallgelben Wagen nicht bemerken, wenn er ihm ganz unauffällig in die Pampa folgte, zufällig auch nach Claymore County, weil Adrian ja so viel mit dem Schloss zu schaffen hatte. Nein, so war es besser. Bald hatte Cecil das Plateau erreicht, und von draußen hatte Adrian ein »Hi, ihr beiden!« gehört. Da er vermutet hatte, dass sich Cecil nicht nur mit Arthur Tilghman und Shirley Levinson, sondern auch mit den beiden Typen aus dem Lambrino treffen würde, hatte er gewartet. Gott sei Dank!, denn kurz darauf war noch ein zweiter (oder besser: dritter) Wagen angekommen, dem Klang nach zu urteilen ein Straßenkreuzer. Alle waren schon ein paar Minuten in dem Schloss verschwunden. Jetzt konnte er es riskieren, auszusteigen. Zum Glück hatte er die Kofferraumhaube von innen festgehalten, damit sie sich nicht schloss. Er wusste nicht, ob er den Kofferraum dann überhaupt aufbekommen hätte.

Es regnete, aber das war Adrian egal. Er stieg aus und musste sich

ein paar Minuten auf die Karosserie stützen, weil er kaum noch stehen konnte. Cecil hatte wirklich einen verflucht engen Kofferraum und eine unvergleichlich rücksichtslose Fahrweise.

Adrian sah sich um. Die Umrisse des Schlosses ragten drohend in den Abendhimmel. So nah war er Claymore County noch nie gewesen, hatte es immer nur von Weitem gesehen. Jetzt erkannte er, dass es beängstigend groß war. Es fröstelte ihn, aber gleichzeitig beruhigte ihn der Gedanke. Je größer es war, desto besser konnte er sich vor den anderen verstecken. Als er wieder halbwegs gehen konnte, schritt er zur Eingangstür. Er troff bereits vor Nässe. Egal, würde er sich eben eine Erkältung einholen. Eine Erkältung – und eine Hammerstory, mit der er Cecil in die Pfanne hauen konnte. Die Tür hatte nur einen Knauf. Er zog und drückte, doch sie rührte sich nicht. »Verdammt!«, flüsterte er scharf. Irgendwie musste er da rein. Er konnte ja wohl schlecht klopfen und um Einlass bitten. Also beschloss er, um das Anwesen herumzulaufen. Entschlossen stapfte er gegen den Uhrzeigersinn los. Zum Glück gab es hier und da Laternen, sonst hätte er in dem Regen rein gar nichts gesehen. Aber aufgepasst!, erinnerte er sich. Nicht, dass man ihn von drinnen sehen konnte.

Rechts hinter dem Schloss stand ein großes Gewächshaus mit einem kleinen Anbau. Die Glasdächer schimmerten matt im Laternenschein. Das Anwesen hatte mehrere Hintertüren, doch alle waren verschlossen. Hätte er sich ja denken können.

Als er den achteckigen Pavillon bemerkte, stockte er. Er stand im Licht, aber nicht in dem weißen Licht der Laternen. Von irgendwoher leuchtete es gelblich warm. Adrian schlich an der Fassade entlang. Er duckte sich und spähte durch die hohen Fenster nach innen. Und da saßen sie in einer Art Bibliothek um einen Tisch und redeten miteinander. Mehrere Minuten lang überlegte Adrian, wie er weiter

vorgehen sollte. Vermutlich war es am besten, wenn er erst mal abwartete.

Als Ben und Thomas in die Bibliothek zurückkehrten, lagen mehrere Schlüssel auf dem Tisch. »Ich habe mir erlaubt, den Inhalt des Schlüsselkastens zu holen«, verkündete Arthur. »Dann erlaube ich mir, die Schlüssel anzusehen.« Ben beugte sich über die Sammlung. Die meisten waren alt und aus Kupfer, manche davon auch neuartig, für Zylinderschlösser, erkannte Ben. Einer der Schlüssel erweckte sein Interesse besonders. Er war groß und kompliziert geschnitten, das Kupfer war schon lange oxidiert. Er sah sehr alt aus, passte also bestimmt in eine der ältesten Türen des Schlosses. Der Griff war – so gar nicht nach der Art des alten Claymore – überbordend verschnörkelt. Wenn man genau hinsah, erkannte man Schlangen, die ein seltsames Netz formten und sich dabei gegenseitig auffraßen. Der Schlüsselmacher hatte sogar an die Schuppen gedacht. Qualitätsarbeit.

»Die neuen Schlüssel lassen sich zuordnen«, erklärte Arthur und zeigte auf die, die zu der Schließanlage gehörten, mit der auch die Front ausgestattet war. »Da haben wir das Kino, das Spielkasino, einige der neuen Büros, die Küche sowie Schlüssel für sämtliche Außentüren. Die alten: keine Ahnung. Ich dachte eigentlich, die Tür für diesen großen Schlüssel müsste leicht zu finden sein, aber falsch gedacht. Ein paar Schlüssel fehlten auch im Kasten, aber ich weiß nicht, ob die schon immer gefehlt haben.«

»Darf *ich* sie einstecken?«, fragte Ben. »Ich hab viel Platz in meiner Jacke.« Arthur hatte nichts dagegen, und so ließ Ben die Schlüssel in die Innentasche gleiten. Dann setzte er sich auf den Platz direkt neben Arthur, wo bereits dessen Jackett und die Krawatte hingen. Er lehnte sich entspannt zurück. Thomas postierte sich ihm gegenüber,

dort, wo Ben vorhin gesessen hatte.

»Gut!« Arthur lächelte. »Sollen wir dann ins Planetarium?«

»Ich bin dafür«, log Thomas. »Eine kleine Sache wäre da noch«, begann Ben zögerlich. Der Notar sah ihn neugierig an. Er kratzte sich am Hinterkopf und tat so, als sei es ihm unangenehm, weiterzureden, bis Arthur in dazu drängte. »Nun ja«, fuhr er fort. »Es gibt da einen Ort, den ich gerne zuerst sehen würde. Hat jetzt mit dem Rätsel nichts zu tun, aber ich interessiere mich dafür.« Er machte eine kurze Pause. »Detektivische Neugier, Verzeihung! Und zwar würde ich gerne die Treppe sehen. Die Mr. Claymore hinabgestürzt ist, meine ich.« Er zögerte eine Sekunde, dann wandte er sich an Shirley. »Entschuldige, Shirley! Ich kann verstehen, dass du da vielleicht – das nicht so ... wenn ich ...«

»Nein, Ben, ist in Ordnung. Geh nur!«

»Arthur, Cecil, wissen Sie, wo das war?« Arthur nickte und zeigte in jene Richtung, in die sie vorhin schon gegangen waren. »Es war oben im Turm«, erklärte Arthur. »Ich denke, ich finde den Weg.«

»Also, ich muss da nicht mit«, lenkte Thomas ein. »Ist mir irgendwie – zu morbid. Da fühle ich mich nicht wohl.«

Arthur nickte. Thomas bemerkte, wie der Notar Shirley einen warnenden Blick zuwarf. »Ich hab da eine Idee, was das Rätsel betrifft«, sagte Thomas noch. »Hat jemand ein Blatt Papier und einen Stift? Ich möchte das überprüfen.«

»Sicher.« Arthur setzte sich erneut und drehte den Aktenkoffer zu sich. Thomas nickte seinem Freund zu, dann haftete er seinen Blick auf Bens Finger und konzentrierte sich. Ben saß günstig. Wenn er so tat, als würde er sich recken, konnte er genau sehen, welche Ziffern Arthur einstellte. 8. Ben tippte ganz beiläufig achtmal mit dem Zeigefinger auf die Tischplatte, ganz so, als sei er gelangweilt. 5. Und wieder. 1. Dann die andere Seite. 7. Jetzt wurde es langsam schwer

zu erkennen. 9. Die letzte Ziffer erkannte er nicht und zuckte mit der Schulter. Egal!, dachte Thomas. Fünf von sechs reichen ja. Arthur holte ein Blatt und drei Kugelschreiber aus dem Koffer und schob sie Thomas zu. Dann schloss er ihn und verstellte die Zahlen. »Gut, gehen wir!«

Thomas saß bald allein mit Shirley in dem unübersichtlich großen Zimmer. Er beobachtete sie – heimlich, ohne sie direkt anzusehen. Hin und wieder zupfte sie an einem Ohrclip oder fuhr sich durchs Haar. Sie schien nervös zu sein, und Thomas wusste, wieso. Irgendwie musste er das Eis brechen. Wer wusste schon, wie lange Ben die anderen beiden von hier fernhalten konnte? Also begann Thomas, mit den Fingern unruhig auf dem Tisch zu trommeln. Er sah Shirley an, und wenn die seinen Blick erwiderte, blickte er weg. Sie wurde sicherer. Hat es bestimmt nie schwer gehabt, bei Jungs zu punkten, dachte Thomas. »Und ihr beide kennt euch schon lange?«, begann sie. Smalltalk entscheidet über den weiteren Fortgang des Gesprächs, wusste er. »Seit der Schule, Shirley«, entgegnete er harmlos. Den Namen sagen, das half auch. »Haben schon damals Detektiv gespielt, aber wir waren damit die Lachnummer der Schule, glaube ich.« Thomas grinste freundlich. »Aber so ist das eben in der Schule. Da nimmt man niemanden für ernst, der sich ein bisschen kindisch verhält.«

»Ja, wem sagst du das!«

»Und heute ist's bestimmt noch schlimmer als bei uns. Man darf selbst als Kind nicht mehr richtig Kind sein.«

»Ach, so schlimm ist es nicht, glaube ich. Eine Freundin von mir hat mit siebzehn ihr erstes Kind bekommen. Vor ein paar Wochen war der erste Tag in der Grundschule. Da ist es noch genauso wie bei uns früher.«

»In Rialto ist das?«

»Ja. Da wohne ich.« Gelogen, dachte Thomas.

»Ist mir ein bisschen peinlich, Shirley, aber ich hab keine Ahnung, wo Rialto überhaupt liegt. Gehört hab ich's schon mal, klar, aber ansonsten ...«

»Wie weit es genau ist, weiß ich auch nicht. Ich bin so vier Stunden geflogen von Rialto aus. Ist ziemlich südländisch dort. Ganz anders als hier.« Bla bla.

»Und was arbeitest du da, Shirley?«

»Ich bin Redakteurin. Bei einer Zeitung.« Das klang ehrlich.

»War es nicht ziemlich anstrengend, wegen dieser Erbschaftssache hierherzufliegen?«

»Oh ja, das war es.«

»Es tut mir übrigens Leid, Shirley.«

»Was meinst du?«

»Naja, ich meine ... ich kann mir das nicht gut vorstellen ... meine Eltern leben ja noch ... also ... ich ...«

»Ach, Thomas, das ist in Ordnung. Man gewöhnt sich an alles.« Klar, Shirley, ganz easy. Sind ja nur die Eltern. Wen interessiert's? »Du entschuldigst kurz?« Sie klang nervös und zupfte noch ärger an ihrem Ohrclip. »Ich muss mal dringend wohin.«

»Lass dich nicht aufhalten!« Bingo, sie nimmt Reißaus! Deutlicher hätte sie kaum zeigen können, dass das alles nur erfunden war. Dennoch wäre es Thomas lieber gewesen, sie hätte dem Druck nicht standgehalten und es ihm gegenüber offen zugegeben. Aber die Nacht war noch lang, dachte er. Lang genug, um es dazu kommen zu lassen. Shirley erhob sich und verschwand durch die breite Tür, durch die sie die Bibliothek zuerst betreten hatten.

Thomas zögerte keine Sekunde und rückte auf Arthurs Platz. Er stellte die Zahlen auf die richtige Kombination: 8, 5, 1, 7, 9. Dann

drehte er so lange am letzten Rädchen, bis die Schlösser aufsprangen. Der Koffer war vollgestopft mit unzähligen Akten. Was hatte er auch anderes erwartet? Und was glaubte er, hier zu finden? Leeres Papier war da, Kugelschreiber, Bleistift, Füller, dann Akten aus Arthurs Notariat, unbezahlte Rechnungen und Mahnungen, alles Ausdrucke. Er überflog sie schnell und bekam kaum etwas mit. Auf keinen Fall durfte er sich hier erwischen lassen.

Ganz unten im Koffer lag ein handgeschriebenes Blatt, das sein Interesse köderte. Er zog es nicht heraus, sondern hob nur den ganzen Rest, der darauf lag, wie einen Klappdeckel nach oben, damit er den Inhalt lesen konnte. Die Schrift war schnörkellos, etwas zittrig, aber nicht fahrig, mit aller Mühe im Blocksatz formatiert. Allein die Kopfzeile ließ ihn aufmerken: *Fidelius Claymore, Testament*. Interessiert las er weiter, die Ohren jedoch immer auf die Umgebung gerichtet, um jeden Ankömmling rechtzeitig zu bemerken.

Ich, Fidelius Claymore, verfüge im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte, was mit meinen Besitztümern geschehen soll, wenn ich tot bin. Da ich keine leiblichen Verwandten mehr habe, vermache ich meinen Besitz, d.h. meine gesamte Barschaft, die drei Konten (siehe Anhang) und das Anwesen (Claymore Hills 1) mitsamt allem, was sich darin befindet, meinem Freunde Bryce Donovan. Weiterhin soll Bryce Donovan meinen Diener Rhett Stewart mit 7.000 Pfund aus seinem immer treuen Dienst entlassen, sofern er ihn nicht selbst als Angestellten bei sich aufnehmen will. Mit mir endet die Geschichte der Familie Claymore. Ich hoffe, die Nachwelt wird uns immer in seliger Erinnerung behalten. Gezeichnet. Fidelius Claymore, Claymore Hills 1, 21.01.2110.

Bingo! Thomas blätterte die Anlagen durch: Claymore hatte ein an-

sehnliches Kapital besessen. Er staunte. Seltsam nur, dass Claymore nur einen seiner Bediensteten in seinem Vermächtnis bedachte und den anderen wortlos übergab.

Unter dem Testament befand sich ein weiteres handgeschriebenes Dokument:

Fidelius Claymore. Testament.

Ich, Fidelius Claymore, verfüge im Vollbesitz meiner geistigen Kräfte meinen letzten Willen. Ich vermache das Anwesen (Claymore Hills 1) der Stadt Willington Lake. Meine Barschaft sowie mein Kontenvermögen sollen wie folgt aufgeteilt werden: je 20 (in Worten: zwanzig) Prozent an die Hildegard-Mien-Stiftung in Willington Lake, an die Stiftung zum Erhalt mittelalterlicher Baudenkmäler Willington Lake, die Schulstiftung Willington Lake, die Krebsstiftung Willington Lake sowie die Stiftung zum Schutz der Kinder der Welt vor Armut. Adressen etc. finden sich in den Anlagen. Mein Bediensteter und Freund Rhett Stewart soll 10.000 Pfund erhalten. Gezeichnet, Fidelius Claymore, Claymore Hills 1, 23.08.2111.

*Willst du meine Schätze finden,
die nicht das sind, wonach sie aussehen?
Dann führt dich dein Weg an so manchen Ort.
Wie gut kannst du Karten lesen?
Beginne, wo, in zartem Nymhengriff verborgen,
wo die Götter ewig kreisen,
der erste Schlüssel liegt, der dich
im Herzen des trommelschlagenden Gottes
emporhebt über alles, was da thront.
Dann musst du, was da liegt, verwenden.*

Erfreut versetzte Thomas den Aktenkoffer in seine Ausgangslage zurück, positionierte den Stuhl des Notars richtig und nahm auf seinem eigenen Platz. Sehr gut!, dachte er. Damit ist es offiziell. Shirley ist nicht mit dem alten Claymore verwandt. Nach der Rechtslage gehört das Schloss nicht ihr. Aber wem dann? Wieso hat Arthur Tilghman beide Testamente dabei? Es gilt immer nur das aktuellste, und das bedenkt Bryce Donovan mit keinem Pence, das Schloss soll an die Stadt gehen. Was also haben Arthur, Cecil und Shirley hier verloren?

Thomas beschlich ein ungutes Gefühl. Er musste sich dringend mit Ben kurzschließen und das weitere Vorgehen besprechen. Aus irgendeinem Grund wollte er die Sache abblasen und das Schloss verlassen. Nun, solange sie gute Miene zum bösen Spiel machen würden, wäre alles in Ordnung. Es stand nur so, dass, egal, welche Motive die drei hatten, hier herumzuzschnüffeln, das Vorhaben komplett illegal war. Dass sie so ein Geheimnis darum machten und allerhand Unfug erzählt hatten, bestärkte ihn weiter in dieser Ansicht. Vielleicht war es wirklich das Beste, sich von der ganzen Aktion abzuseilen und aus dem Schloss zu verschwinden.

Thomas' Blick schweifte durch den Raum, zuerst von den Bücherloggien über ihm, wo es immer knackte und knarrte, ganz so, als würde da oben jemand hin- und herlaufen, zum prasselnden Kamin und dem Winterbild, neben dem kleine Ahnenporträts in den Raum starrten (ihn anstarrten?), dann weiter zu den hohen Fenstern, die nach draußen führten, wo es regnete, der Regen trommelte manchmal gegen die Scheibe, wenn der Wind ging, ein Gesicht? Thomas zuckte zusammen, dann heftete sich sein Blick auf die Scheibe ganz rechts außen. Da war doch ein Gesicht gewesen, eben. Oder täuschte er sich? Jetzt knarrte es wieder irgendwo. In der Wand vielleicht? Es

bewegte sich. Ratten? Der schwere Schürhaken hing neben dem Kamin. Er war schwarz, gusseisern. Eine gute Waffe, dachte er. Für den Fall der Fälle. Geräusche überall um ihn herum, als wäre der Raum belebt, wie früher vielleicht, als viele Leute hier ein und aus gingen.

Thomas sank tiefer in den Sessel und blickte nochmal zum Fenster. Er fühlte sich unwohl.

Shirley Levinson drückte die Tür hinter sich zu und atmete auf. Endlich allein. Zum Glück hatte sie die Toiletten gleich gefunden, sie hatte sie schon auf dem Weg in die Bibliothek gesehen, die letzten Male hatte sie nicht darauf geachtet, und wie leicht verlief man sich doch in so einem Schloss. Es gefiel ihr nicht, ganz und gar nicht. Dunkle Ecken überall, das Gemäuer war kalt, die Dielen knarrten. Umso erfreuter war sie hier: Der Waschraum für Damen war für eine große Anzahl an Gästen ausgerichtet. Er erinnerte an die Toiletten großer Freizeitparks, die mit einem enormen Ansturm an Besuchern rechneten. Zehn Waschbecken in einer Reihe, dahinter ein Separee mit zehn Duschabteilen, fünfzehn Toilettenkabinen auf der anderen Seite. Alles blitzte bläulich weiß im hellen Schein der Leuchtstoffröhren. Selbst in neuen Banken waren die Toiletten nicht sauberer und moderner. Wenigstens etwas. Shirley hatte mit einem Donnerbalken gerechnet.

Sie schritt zum ersten Waschbecken und ließ kaltes Wasser laufen, klatschte sich eine Handvoll davon ins Gesicht. Als sie den Hahn zudrehte, war es wieder seltsam still. Aus dem blanken Spiegel grinste ihr Ebenbild nervös. Das alles war zuviel für sie. Dass sie da überhaupt mitmachte! Sie hätte es lassen sollen.

Obwohl sie eigentlich nicht aufs Klo musste, setzte sie sich in eine der Kabinen und schloss aus Gewohnheit ab.

Sie hätte sich ohrfeigen können! Sie war keine gute Schauspielerin,

das wusste sie. Trotzdem: Thomas' Fragen waren ja wirklich harmlos gewesen, aber nicht einmal damit kam sie klar. Jemandem faustdicke Lügen aufzutischen, das konnte sie nicht. Auch nicht für Cecil. Sie würde ihn nachher zur Seite nehmen und ihn bitten, die Scharade zu beenden. Er würde so etwas sagen wie: »Shirley!«, und das allein würde sie schon überzeugen, seine liebevolle Stimme, aber er würde weitersprechen: »Es ist doch nur eine Nacht. Überleg mal! Wenn wir Erfolg haben? Was wir uns dafür alles kaufen können!« Und sie würde »Ja« sagen, genau so, wie sie heute Morgen »Ja« gesagt hatte, noch ein weiteres Mal in das Schloss zu fahren und dabei auch noch die Enkelin des alten Claymore zu spielen, den sie noch nie im Leben zu Gesicht bekommen hatte. Das alles schmeckte ihr nicht. Obwohl diese beiden Detektive angeblich keine Ahnung von der ganzen Sache hatten, war Thomas ihr vorhin bedenklich nahe gekommen. Sie hatte sogar das Gefühl, dass er das Gespräch absichtlich in eine Richtung gelenkt hatte, bei der sie um eine Lüge nicht herumgekommen wäre. Dabei machte er einen sympathischen Eindruck, und sie hatte das Gefühl, dass sie mit der ganzen Truppe lieber ins Kino gegangen wäre. Ihr Magen rumorte unruhig. Die ganze Angelegenheit tat ihr nicht gut, sie blieb eine Weile sitzen. Am liebsten wäre sie bis zum nächsten Morgen sitzen geblieben. Aber das ging nicht. Dann fasste sie den Entschluss, die Sache durchzuziehen. Wie ihr Vater es täte. Augen zu und durch! So gut es eben ging.

Als sie noch in der Kabine saß und ihre Rolle durchging, sich verschiedene Fragen überlegte, auf die sie vielleicht reagieren musste, und sich die passenden Antworten ausdachte, kam ihr plötzlich etwas seltsam vor. Es war nicht direkt seltsam, sie wusste schon gar nicht mehr, was es war, so normal war es ihr vorgekommen. Ihr fiel es erst wieder ein, als sich die Kabine neben ihr schloss. Sie zuckte zusammen und hob instinktiv die Füße vom Boden, hielt den Atem an. Ne-

benan ging hallend das Schloss zu. Jemand ließ die Hose herunter und setzte sich.

Das Piktogramm für Damen stand doch groß und dick an der Tür, oder? War noch eine andere Frau da? Oder war es ein Missverständnis?

»Thomas?«, rief sie, weil er der einzige war, der sich in ihrer Nähe befand, die anderen waren ja im Turm. Keine Antwort. Vielleicht antwortet er nicht, weil er jetzt erst merkt, dass er die falsche Tür erwischt hat, dachte Shirley. »Muss dir nicht peinlich sein, Thomas«, fuhr sie fort. »Kann ja mal passieren.« Der nebenan saß, hustete. Es war ein schleimiger Husten. Er klang nicht nach Thomas, viel tiefer, älter. Cecil hustete auch nicht so, auch Arthur und Ben Hastings schieden aus. Shirley blickte sich um. Nach einer Waffe. Es gab nur die Klobürste. Sie wusste, es war dämlich, aber sie nahm sie in die Hand und presste den Griff fest gegen die Brust. Die Borsten waren unbenutzt und noch hart und stabil. Es könnte wenigstens ein bisschen weh tun, wenn sie jemandem damit ins Gesicht stach.

Die Person nebenan war fertig. Sie zog die Spülung. Stand auf. Zog den Reisverschluss hoch. Öffnete das Schloss. Schlurfte hinaus. Hustete erneut, und der Hall breitete sich über alle Kabinen aus. Dann klopfte die Person dreimal gegen ihre Tür. Langsam. Schwer. Shirley zog die Beine noch dichter an ihren Körper. Sie wartete darauf, dass die Person von außen das Schloss ihrer Kabine aufhebelte. Doch sie hörte wieder die schlurfenden Schritte. Die Person ging zur Tür. Öffnete sie. Ging hinaus. Die Tür fiel laut ins Schloss. Stille.

Shirley zählte die Sekunden. Nach fünf Minuten stand sie auf und verließ die Kabine. Der Waschraum war leer. Sie öffnete die Kabine nebenan. Auch sie war leer. Sie wusch sich die Hände und klatschte sich noch eine Handvoll Wasser ins Gesicht. Aus dem Spiegel schaute ihr angsterfüllte Augen entgegen. Jeden Moment erwartete sie eine

Gestalt, die hinter ihr erschien, mit einer schrecklichen Maske über dem Gesicht und einem Fleischmesser in der erhobenen Hand. Unsicher schritt sie zur Tür, öffnete sie einen Spalt und lugte hinaus. Der Gang war dunkel. Jemand hatte das Licht ausgeschaltet. Sie horchte. Kein Atem, kein Husten. Dann nickte sie entschlossen, quetschte sich durch den Türspalt und rannte in Richtung Bibliothek. Sie bemerkte nicht, dass sie die Klobürste noch immer fest in der Hand hielt.

Es dauerte knapp fünf Minuten, bis Ben, Cecil und Arthur den Turm erreicht hatten. Die Beleuchtung in diesem Teil des Schlosses war schlecht, und sowie Ben die Wendeltreppe betrachtete, die ins oberste Turmzimmer führte, wusste er, dass Unfälle hier vorprogrammiert waren. Das Geländer sah stabil aus, okay, aber die Stufen waren schmal und steil. Wenn man alt war, vielleicht nicht mehr so gut sah oder etwas wackelig auf den Beinen war, konnte diese Treppe zur Todesfalle werden. Streich *konnte!*, dachte Ben. Er versuchte, nicht an den alten Claymore zu denken, der hier unten, wo er im Augenblick selbst stand, gelegen haben musste, das Genick gebrochen, völlig verrenkt, tot. Vielleicht war eine kleine Blutlache die Rinnen zwischen den Dielen entlanggelaufen und war als Kaskade die Treppe hinuntergeronnen, von der die drei gerade gekommen waren. Sie hielten eine Schweigeminute.

Ben wollte nach oben gehen. »Sei vorsichtig!« Cecil klang besorgt. »Wetten, dass!«, entgegnete Ben ernst. Er wusste, es sah höchst albern aus, aber ihm war wohler, wenn er sich auf die Stufen setzte, jede einzelne vorher abtastete und das Geländer prüfte. So dauerte es zwar eine Weile (was Thomas nur zugutekommen konnte, dachte er), aber er fühlte sich beileibe sicherer dabei. So arbeitete er sich Stufe für Stufe nach oben. Es waren genau neununddreißig. »Alles klar bei

dir?«, rief Cecil. Seine Stimme klang nur hell und flach zu Ben nach oben. »Ja, weiter geht's hier nicht. Ist nur ein kleiner Flur. Und eine Tür.«

»Das ist das Turmzimmer, Ben«, rief Arthur.

»Was ist da drin? Es ist abgeschlossen.«

»Weiß nicht. Vielleicht Gerümpel.«

Ben griff in seine Jackentasche und nestelte all die kleinen Schlüssel hervor, die er eingesteckt hatte. Das Schloss sah alt aus, also durfte es kein neuer Schlüssel sein. Er probierte mehrere aus, doch die Tür blieb abgesperrt. Enttäuscht ließ er die Schlüssel zurück in die Jacke gleiten. Nun stand er am Treppenabsatz und blickte hinunter. Ein Sturz von hier oben war wirklich tief. Kein schöner Gedanke. Was war es gewesen, das Fidelius Claymore das Leben gekostet hatte? Unvorsichtigkeit? Dachte er, er würde sich gut auskennen in seinem Schloss, jeden Weg blind finden? Dunkelheit? Fiel vielleicht kurz das Licht aus, und Claymore trat aus Versehen ins Leere? Rutschte er am alten Metallgeländer ab?

Das Geländer. Wäre es nicht da, könnte man bei einem falschen Schritt den ganzen Treppenaufgang lotrecht nach unten fallen. Vermutlich, überlegte Ben, war es irgendwann einmal so gewesen, im Mittelalter vielleicht, da gab es noch keine Sicherheitsvorschriften. Doch heute war das Geländer ja vorhanden, und jetzt, da er es sich überlegte und steil zu Arthur und Cecil hinunterblickte, käme er niemals auf die Idee, die Treppe hinabzusteigen, ohne sich festzuhalten. Hatte Claymore das etwa getan? War er so selbstsicher gewesen? Bestimmt nicht. Ben untersuchte das Geländer, und es dauerte nur ein paar Sekunden, bis ihm auffiel, dass etwas fehlte. In regelmäßigen Abständen, auf jeder Stützstrebe des Geländers, steckte eine marmorne Kugel in einer Fassung. Nur ganz oben nicht, die letzte Kugel fehlte. Ben untersuchte die Fassung: Die Kugeln waren von

unten mit einer Schraube daran befestigt. Schrauben lösen sich, wusste Ben. Der Rest ergibt sich: Claymore greift bedenkenlos zu, die Kugel ist aber nicht mehr fest und fällt hinunter, Claymore verliert den Halt, kippt nach vorne weg und stürzt kopfüber alle neununddreißig Stufen hinab. So konnte es gewesen sein. In diesem Fall musste es unten Hinweise darauf geben. Vorsichtig stieg Ben die Treppe hinab. Kurz überlegte er, ob er so mutig sein sollte, nur jede zweite Stufe zu nehmen, doch er verwarf den Gedanken. Zwar wusste er, das Gelände war sicher und das Holz weder rutschig noch brüchig, doch er dachte an den toten Claymore, und der Mut verließ ihn.

»Fertig?«, fragte Arthur. »Nicht ganz«, erklärte Ben und kroch auf dem Boden herum, fuhr die Dielen mit der Handfläche ab. »Ich glaube, oben hat sich eine von diesen Marmorkugeln gelöst, als er sich daran festhalten wollte. Wenn es so ist, muss sie hier irgendwo gelandet und zersplittert sein.«

»Die Bediensteten haben doch wahrscheinlich alles geputzt hier. Sie werden die Reste weggeräumt haben.«

»Aber in den Rillen dürften noch Krümel liegen. Die bekommt man mit einem Besen nicht weg.« Doch da war nichts. Weder auf dem Boden, noch in den Rillen zwischen den Dielen. Keine Brocken von Marmor, nicht einmal Staub. Er bemerkte lediglich einen dunkel verfärbten Bereich im Holz. Blut? Nein, dafür war er zu groß. Womöglich hatten die Bediensteten feucht durchgewischt, und das Holz hatte das Wasser aufgesogen. Aber müssten nicht trotzdem Marmorkrümel in den Rillen sein? Immerhin: Wer putzt schon so gründlich? Andererseits kannte er die beiden Angestellten des alten Claymore nicht. Und es konnte ja auch so gewesen sein, dass eben jene Marmorkugel, die oben fehlte, schon vor langer Zeit heruntergefallen war und Claymore doch einfach nur ausgerutscht war. Es hatte keinen Zweck, länger darüber nachzudenken, fand Ben. Mit Spekulationen

kam er nicht weiter. Er stand auf und nickte Cecil und Arthur zu. »Fertig!«, sagte er. »Nichts zu sehen.« Sie begannen den Abstieg. Ben warf einen letzten Blick auf die Wendeltreppe. Zwei Stufen gleichzeitig. Ihm kam eine Idee.

Als sie in die Bibliothek zurückkehrten, war Thomas nicht da. Die Tür zum Garten stand offen, ein kühler Wind zog herein. »Thomas!«, rief Ben. Keine Antwort. »Shirley!«, ergänzte Cecil, doch auch sie meldete sich nicht. Ben schritt zur Tür und lehnte sich nach draußen. Es regnete. »Thomas!« Eine Gestalt schälte sich aus dem Schatten. »*Da bist du*«, sagte Ben und atmete erleichtert auf. Thomas betrat die Bibliothek. Er schüttelte sich wie ein nasser Hund. »Was machst du denn da draußen?«, fragte Ben. »Hab mich hier so allein nicht wohl gefühlt«, begann Thomas. »Ich bin rausgegangen, um frische Luft zu schnappen.«

»Wieso allein? Wo ist Shirley?«, fragte Cecil. Er schien Ben fast ein wenig aufgebracht zu sein. »Sie ist auf der Toilette«, beruhigte ihn Thomas. »Dann wird sie ja gleich kommen«, sagte Arthur und setzte sich auf seinen Platz. Thomas beobachtete ihn genau. Hoffentlich bemerkte der Notar nicht, dass jemand an seinem Koffer gewesen war. Konnte er aber eigentlich nicht. Er sah aus wie vorhin, höchstens ein paar Zentimeter verrückt. Thomas hatte sogar das Zahlenschloss wieder in die Ausgangsposition versetzt. Mist, jetzt zog Arthur einen der leeren Papierbögen zu sich. »Voll dämlich«, sagte Thomas spontan und tat so, als wollte er sich selbst rügen. »Ich hatte mich kurz mit Shirley unterhalten, und kaum war sie weg, wusste ich nicht mehr, welche Idee ich hatte. Ganz schön blöd!«

Arthur lächelte. »Passiert mir auch manchmal. Es fällt Ihnen bestimmt wieder ein.« Einfall! Ja, dachte Ben, er hatte eine Idee. Zwei Stufen auf einmal.

Dann stürmte Shirley herein. Sie war außer Atem und kreidebleich. In ihrer Rechten hielt sie eine Klobürste wie ein Kurzschwert, bereit, zuzuhauen. Thomas grinste, doch als er die Angst in Shirleys Zügen bemerkte, verfinsterte sich auch seine Miene. »Shirley, was ist?« Cecil ging auf das Mädchen zu, nahm ihr die Klobürste aus der Hand, warf sie weg und umarmte sie zärtlich. Kurz. Dann drückte er sie leicht von sich weg und sah ihr in die Augen. »Was ist passiert?«

Arthur hatte sich erhoben, stand nun bei den beiden und wusste nicht, was er sagen sollte. Thomas, der etwas abseits stand, warf Ben einen bedeutsamen Blick zu, der ihm sagte: »Ich muss dringend mit dir reden. Allein.« Ben blickte nur zurück: »Das kannst du laut sagen.«

Die Tür stand noch offen. Ein Windstoß kam, das Kaminfeuer flackerte unruhig. Die Augen der Urahn schielten in den Raum, als Shirley von dem Mann erzählte, der sie erschreckt hatte, von dem schlurfenden Mann mit dem schleimigen, rauen Husten.

21.00 Uhr.

»Ein älterer Mann?«, fragte Cecil erstaunt und besorgt. Er saß dicht bei Shirley und hatte einen Arm um ihre Schulter gelegt. »Er klang so«, stammelte sie. Sie zitterte. »Ich hab ihn ja nur husten hören.«

»Fällt Ihnen da jemand ein, Arthur?«, fragte Thomas, um die Lage zu beruhigen. Der Notar dachte kurz nach. »Eigentlich nur Bryce Donovan. Er ...«

»Der kann nicht hier sein«, fiel ihm Cecil ins Wort. »Sein Auto steht nicht da, und zu Fuß ist er bestimmt nicht gekommen.«

»Ich dachte, er hat hier so gut wie gewohnt?«, fragte Ben interessiert. »Ja«, erklärte Cecil, »aber seinen Wagen hatte er immer da. Er ist manchmal mit Rhett Stewart einkaufen gegangen.«

»Woher weißt du das?«

»Ich kannte den alten Claymore auch.«

»Heute Mittag klang das noch ganz anders.«

»Wirklich? Hm, vielleicht hab ich Mist erzählt.«

Thomas saß am Kamin und trocknete sich. Er spielte mit dem Schürhaken, stellte die Spitze auf den Boden und ließ ihn Pirouetten drehen. Sollte er jetzt wirklich rausrücken damit? Immerhin, die Situation hatte sich geändert: Shirley hatte Angst, Cecil war empathisch genug, dass ihn das ebenfalls nicht kalt ließ, und auch in Arthurs Zügen erkannte er einen Funken Unsicherheit. »Ähm, Cecil, ich hab eine Frage«, begann er. Seine Finger umschlossen den Griff des Schürhakens fester. Cecil blickte zu ihm auf. »Sei mir nicht böse, aber vielleicht wäre es besser, ihr würdet uns ein bisschen einweihen.«

»In was?«

»Ach komm, du weißt schon.«

»Wirklich nicht.«

»Ben.«

Ben nahm etwas Abstand von der Gruppe, stellte sich neben Thomas auf und lehnte sich an das Kaminsims. »Also, ein bisschen geschickter hättet ihr euch schon anstellen müssen«, begann er. »Als erstes hängt kein einziges Bild von Claymores Kindern in seinem Büro. Ich nehme an, er hatte keine. Also ist Shirley nicht mit ihm verwandt.«

»Ich habe auch keine Bilder meiner Verwandten im Büro. Die stehen bei mir im Schlafzimmer«, rechtfertigte Arthur.

»Mag sein«, schaltete sich Thomas ein. »Ist aber nicht gerade konstruktiv. Aber gut, wenn ihr's so wollt: Arthur, nehmen Sie's mir nicht krumm, aber ich habe einen Blick in Ihren Aktenkoffer geworfen.«

»Was?«

»Nur die Ruhe, ihre Geschäftsunterlagen interessieren mich nicht. Interessant fand ich das Testament, das ganz unten lag. Und das andere Testament.«

»Zwei Testamente?«, fragte Ben nach.

»Ja, zwei. Das ältere vermacht den ganzen Besitz an Bryce Donovan, das neuere an irgendwelche gemeinnützigen Organisationen. Von Shirley steht kein Wort darin. Weiterhin ist es das neuere Testament, in dem das Rätsel steht. Kommentare dazu?«

»Ja, also ...« Arthur zögerte. Gut!, dachte Thomas. Er geht nicht auf die Barrikaden. Dann rückt er jetzt raus mit der Wahrheit. Oder zumindest mit etwas Ähnlichem. Außerdem sehe ich Shirley an, dass sie keine Ahnung hat, das heißt, sie steht prinzipiell auf unserer Seite. »In Ordnung«, fuhr Arthur fort, öffnete den Aktenkoffer und holte die beiden Testamente heraus. »Dann erkläre ich es Ihnen.« Während

er in den Unterlagen kramte, richtete sich Thomas an Cecil. »Shirley ist deine Freundin, oder?« Cecil nickte. »Entweder das, oder du bist ein ziemlicher Frauenheld.« Thomas feixte, Cecil versuchte es wenigstens.

Als die beiden Testamente auf dem Tisch lagen, hob Arthur an: »Ich sagte ja bereits, dass ich den alten Claymore vom Spielen kannte. Auch Cecil gehörte mit in die Runde. Ich hatte ihn da bekannt gemacht, wir kennen uns aus dem Bowlingverein. Wir waren oft hier und haben gespielt, alte Schwarzweiß-Filme angesehen oder geplaudert und getrunken. Wir hatten uns schon immer überlegt, wie der alte Claymore sein Erbe verteilen könnte. Wir befürchteten aber, dass für uns nichts herausspringen würde, nicht einmal für Bryce. Claymore hatte schon früher angekündigt, das Schloss der Stadt vermachen und sein Vermögen spenden zu wollen, er war ein alter Weltverbesserer. Von Claymores Tod erfuhr ich per Post. Bryce hatte mir den Brief geschickt, zusammen mit dem Testament, das ihm alles vermachte. Das ist dieses hier.« Er tippte auf das erste Testament. »Die Fälschung ist gut gelungen, denke ich. So gut kannte ich die Handschrift Claymores nicht, aber wenn Bryce eine Sache anging, dann richtig. Er wollte das Schloss verkaufen und uns etwas vom großen Kuchen abgeben. Eine Woche später bekam ich ein Schreiben von ihm. Er hatte das Schloss für 500.000 Pfund an die Stadt verkauft, ein Schnäppchen prinzipiell, aber für ihn war es viel Geld. Doch er hatte das echte Testament Claymores gefunden«, und sein Finger wanderte auf das neuere Testament, »in dem Claymore das Anwesen diesen anderen Organisationen vermacht. Das alles wäre eigentlich völlig egal gewesen, für ihn wie für mich, aber was mich besonders interessierte, war das Gedicht am Ende des Testaments. Bryce schrieb, dass er sich mit dem Geld zurückziehen wolle, das Rätsel interessierte ihn nicht. Ich könne es, solange ihm das Schloss

noch gehöre, ruhig lösen und den Schatz behalten. Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal sagen.«

»Ich wollte es euch so nicht erzählen, Ben«, entschuldigte sich Cecil. »Denn immerhin: Das ist ein Riesenbetrug.«

»Und ich hoffe, das bleibt unter uns«, fügte Arthur schnell hinzu. »Diese ganze Sache, meine ich. Schließlich ... ich meine ... da ist sicherlich auch was für Sie drin. Für Sie beide.«

»Zwei Dinge, Arthur.« Thomas klang ernst. »Erstens lassen wir uns nicht bestechen.« Das ließ er sacken. Arthur tippte nervös auf dem Aktenkoffer herum. »Zweitens könnt ihr machen, was ihr wollt. Wir sind weder die Polizei noch die Vorsitzenden des Moralistenkongresses, wir sind Privatdetektive. Wir verpfeifen keine Ladendiebe, wenn wir welche sehen, und wir verpfeifen auch euch nicht, solange niemand dabei Schaden nimmt. Das bieten wir euch an, und das halten wir auch.«

»Versprochen«, stimmte Ben zu. »Auch wenn wir euch hier nicht weiterhelfen können. Wenn ihr krumme Dinger dreht, könnt ihr das machen. Aber erwartet nicht von uns, dass wir euch dabei helfen. Klar?« Cecil nickte, und irgendwie tat es Ben ein wenig Leid, das gesagt zu haben. Ja, er hatte seine Prinzipien, er und auch Thomas, sie hatten sie festgelegt, als sie noch in der Schule waren. Mensch vor Materie. Kein Gegenstand hatte auch nur im Ansatz einen ähnlichen Wert wie das menschliche Wohlergehen. Straßenbahnschmiere-reien, umgestoßene Mülleimer, Geldbetrug, das alles hatte wenig Wert, das war eher etwas fürs Ordnungsamt. Aber sie hatten sich geschworen, niemals wegzusehen, wenn jemand verprügelt oder misshandelt wurde. Der Schwur war acht Jahre alt. Sie hatten ihn eine Woche nach der Nacht auf dem Eduard-Lieberstalt-Platz besiegelt und seither nie gebrochen.

Ja, seine Prinzipien hatte er, und er hielt daran fest. Aber er war

auch neugierig, er wollte wissen, was es war, das der alte Claymore in seinem Schloss versteckte, und es war ihm völlig egal, was dabei für ihn heraussprang. Wenn es aus einem dunklen Geschäft stammte oder ein schmieriger Notar ihm etwas in die Hand drückte, darauf konnte er getrost verzichten. Nein, es ging um das Geheimnis selbst.

Während Arthurs Bekenntnis hatte Shirley Abstand von ihrem Freund genommen. Sie war aufgestanden und hatte sich zu Ben und Thomas gesellt. »Wieso hast du mir nichts gesagt, Cece?« Ihre Stimme überschlug sich vor Aufregung. »Ich weiß nicht, es ist alles irgendwie dumm gelaufen, Shirley.« Cecils Versuche, sich rauszureden, klangen wenig glaubhaft. Das merkte auch Shirley und verschränkte die Arme. »Ich gehe auch. Ich nehme deinen Wagen, Cece. Kannst ja mit Arthur zurückfahren. Gib mir die Schlüssel!« Kleinlaut rückte Cecil die Autoschlüssel heraus. Arthur erhob sich. »Ich werde Bryce Donovan anrufen. Wenn er abnimmt, wissen wir zumindest, dass er es nicht war, der Shirley so erschreckt hat.«

»Gibt's hier Empfang?«, fragte Ben erstaunt.

»Claymore hat über Satellit telefoniert. Mehr geht hier nicht. Kein Festnetz, kein Handyempfang.« Arthur schritt zu einem dunklen Wandschrank und zog eine Art Minibar auf, jedoch befanden sich keine Spirituosen darin, sondern ein klobiges Telefon. Thomas stand auf: »Dann werde ich mich mal kurz mit Ben absprechen.« Er winkte nach draußen. Ben folgte ihm.

Thomas und Ben schlenderten im Regen ein Stück von der Bibliothek weg. Bald waren die hohen Fenster hinter tief hängenden Ästen verschwunden. »Sollen wir gehen?«, fragte Thomas. »Ja«, doch er erkannte Bens unzufriedenen Unterton. »Sollen die ihren Scheiß alleine machen.«

»Kannst rauskommen!«, rief Thomas leise. Ben verstand nicht, doch dann erschien ein junger Mann unter der Eiche. Er war nass bis

auf die Haut, hatte offenbar schon eine ganze Weile im Regen gestanden. Er trug sportliche Kleidung, soweit Ben das erkennen konnte. »Das ist Adrian«, erklärte Thomas. »Als ich mir vorhin die Beine vertreten hab, hat er mich angesprochen.« Und ich hab mich ganz schön erschrocken, fügte Thomas in Gedanken hinzu. »Er ist ein Kollege von Cecil und spioniert ihm hinterher.«

»Adrian.« Der Reporter gab Ben die Hand. »Ich hatte Sie beide auch verdächtigt nach ihrem Treffen mit Cecil im Lambrino. Ich saß drinnen. Aber dann hab ich gesehen, wie Sie, Thomas, sich an dem Koffer des Notars zu schaffen gemacht haben, und ich wusste, mit Ihnen kann ich reden.«

»Haben Sie eben mitbekommen, was wir drinnen geredet haben?«, fragte Thomas. Adrian nickte: »Das ist schon mehr, als ich erhofft hatte.«

»Ben und ich steigen aus. Gehst du auch? Wir könnten dich mitnehmen.«

»Hier bleib ich nicht länger. Ich hatte mir überlegt, mich reinzuschleichen und ein bisschen rumzuzschnüffeln, aber das wäre doch arg auffällig, wenn plötzlich überall Pfützen sind.«

»Dann lauf wieder rum, wir treffen uns am Auto!«

»Ähm, warte mal!«, unterbrach Ben. »Sag mal, Adrian ...« Er zögerte. Adrian wartete gespannt. »Hältst ... hältst du es für möglich, dass Arthur und Cecil den alten Claymore ... umgebracht haben?«

Thomas zog die Augenbrauen nach oben.

»Ich kenne Arthur nicht, aber Cecil ist eigentlich ein Weichspüler, dem traue ich das nicht zu.«

»Glaubst du wirklich, Ben?«, fragte Thomas.

»War nur so eine Idee. Ich hab die Treppe gesehen. Es könnte ein Unfall gewesen sein, am Geländer war etwas locker, aber sowas kann man auch manipulieren.«

»Ich kann mir jedenfalls nicht vorstellen, dass Cecil einen Mord plant«, bekräftigte Adrian. »Wirklich nicht.«

»Gut, dann bis gleich.« Adrian stahl sich davon. »Verrückter Kerl«, meinte Ben und schüttelte den Kopf. Er und Thomas verließen den Schutz der Eiche und hasteten in die Bibliothek zurück. Shirley stand noch immer am Kamin, Cecil saß am Tisch, und Arthur stützte sich angespannt auf die Lehne eines Stuhls. »Haben Sie sich entschieden?«

»Ja«, antwortete Thomas. »Wir gehen.«

»Gut, dann will ich Sie nicht aufhalten. Ich habe versucht, Bryce zu Hause zu erreichen, aber da ist er nicht. Vielleicht hat er sich mit seinem Geld schon irgendwohin abgesetzt, wer weiß. Und wo Rhett Stewart und Todd Rogers jetzt wohnen, keine Ahnung.«

»Wir finden alleine raus, Arthur. Passt auf euch auf!«

»Ach, und wegen des Rätsels«, sagte Ben noch, bevor sie gingen, und grinste überlegen. »Zwei Stufen auf einmal. Lest immer nur jede zweite Zeile, dann gibt das Rätsel mehr Sinn.« Thomas und Ben gingen, Shirley folgte den beiden.

*Willst du meine Schätze finden,
dann führt dich dein Weg an so manchen Ort.
Beginne, wo, in zartem Nymphengriff verborgen,
der erste Schlüssel liegt, der dich
emporhebt über alles, was da thront.*

Neben dem Tornado M4 standen Cecils moosgrüner Viva und eine schwarze TTF Limousine, wahrscheinlich ein Jahreswagen, Firmenfahrzeug, dachte Ben. Adrian lugte hinter dem Tornado hervor. Im Schein der Laterne sah man die Regentropfen wie kleine Bomben auf dem Karosseriedach einschlagen. »Adrian?«, fragte Shirley erstaunt

und kam kaum gegen den Wind an, der von der Küste heraufwehte. Thomas fragte sich, woher sie den jungen Mann kannte, aber wenn er ein Arbeitskollege ihres Freundes war, vermutlich von der Arbeit. Klar, Shirley hatte ja erzählt, dass sie als Redakteurin bei einer Zeitung arbeitete. Vielleicht war es dieselbe, in der auch Adrian und Cecil angestellt waren. »Lange Geschichte«, winkte Adrian ab. Shirley betrachtete den Schlüsselbund, den Cecil ihr gegeben hatte. »Kann ich bei euch mitfahren?«

»Klar. Platz haben wir genug«, antwortete Thomas sofort. Shirley wiegte den Bund in der Hand, dann schleuderte sie ihn ins nächste Gebüsch. »So einfach will ich's ihm nicht machen.« Thomas grinste schadenfroh.

Was dann geschah, konnte Ben später auf dem Polizeirevier nur noch ungenau rekonstruieren, denn es geschah so schnell, dass jede Handlung ihren Ursprung nicht mehr im Geist fand. »In solchen Situationen weiß der Körper besser, was zu tun ist. Das Unterbewusstsein, könnte man sagen. Der Instinkt eben«, erklärte Ben später. Was genau passiert war, fragte der Polizist. Also, ich glaube, wir standen noch vor dem Wagen, vielleicht saßen wir auch schon drin, Thomas, Shirley, Adrian und ich. Es tat einen lauten Knall, er muss direkt in unserer Nähe gewesen sein, und eine Hitzewelle erreichte uns, es konnte nur eine Explosion gewesen sein, es gab auch irgendeinen Blitz. Irgendwer hat geschrien, und dann weiß ich nur noch, wie wir plötzlich wieder im Foyer waren, alle vier, wir hatten uns hinter die Sessel gedrückt, die da standen, wir zitterten, und nur allmählich verließ uns der Schreck. Ich hab mir Verbrennungen am Arm geholt, die anderen auch, glaube ich, aber ich war so voller Adrenalin, dass ich das erst gar nicht wahrnahm. Keine Ahnung, wie lang wir da saßen, es muss kurz gewesen sein, denn bald stürmten Arthur und Cecil herein. Sie hatten die Explosion auch gehört. Was passiert sei, frag-

ten sie, und ich glaube, Thomas antwortete, und als er sagte, dass die Brücke explodiert sei, da erinnerte ich mich auch wieder daran, dann füllte sich die kurze Lücke, und ich hörte, wie es knallte und wie die Brücke laut krachend in die Tiefe stürzte.

Es handelte sich offenbar um einen Anschlag, baute der Wachmeister den Gedanken aus. Hatten Sie einen Verdacht?

Nein, nein, jetzt war ich noch ratloser. Tatsache war, dass keiner von uns damit gerechnet hatte, das sah man uns an den Gesichtern an, der Schreck war echt. Das bedeutete, dass es auch keiner von uns gewesen sein konnte. Die Vermutung, dass noch jemand in den alten Gemäuern Claymores herumschlich, bestätigte sich dadurch nur. Und jetzt war auch klar, dass dieser Jemand keine wohlwollenden Absichten hegte.

Die ganze Gruppe saß in der Bibliothek. Cecil hatte Handtücher für alle geholt. Er rubbelte Shirley die Haare trocken. Sie zitterte noch immer, und er versuchte, sie im Hier und Jetzt aufzufangen. Ben trank einen Gin, dann noch einen. Er brannte im Magen. Thomas hatte sich den Schürhaken geschnappt, hielt ihn griffbereit und schlug damit immer wieder durch die Luft, wie um einen Hieb in die Rippen eines Gegners zu simulieren. Der Haken sirrte sonor, wenn er durch die Luft sauste.

Adrian wählte immer wieder die Notrufnummer auf seinem Handy, doch hier oben gab es keinen Empfang. Thomas war sich sicher, dass Arthur und Cecil noch nicht bemerkt hatten, dass Adrian vorhin noch gar nicht da gewesen war. Der Notar lief nervös auf und ab. »Es muss Donovan sein«, fluchte er. »Shirley sagt, es war ein alter Mann bei ihr im Bad. Es muss, verdammt, es *ist* Bryce.«

»Wieso Bryce, Arthur, das macht doch keinen Sinn.« Cecil sprach scharf, es klang fast wie eine Kritik, fast wie ein »Danke, dass du uns hier mit reingezogen hast«. Aber er wusste, er war nicht minder unschuldig. »Vielleicht«, Arthur zögerte, »vielleicht ist er jetzt völlig bekloppt geworden. Er war doch schon länger ein bisschen komisch. Launisch. Vielleicht denkt er jetzt, wir würden ihm seinen Schatz abknöpfen wollen oder so. Rhett und Todd hat er bestimmt auch bestochen, und die schleichen jetzt alle hier herum – mit einem Messer, oder mit einem Beil, und wenn ...«

»Ruhe jetzt, verdammt!«, fauchte Ben. Arthur hatte die Fassung verloren, war kurzatmig geworden. Jetzt atmete er tief ein, sein Adamsapfel pulsierte. Als er sich etwas beruhigt hatte, ließ er sich in einen Sessel sinken: »Ja. Ja, Sie haben Recht. Entschuldigt!«

»Arthur, solange wir es nicht wissen, gehen wir nicht davon aus,

dass hier Axtmörder unterwegs sind. Ich rufe die Polizei.« Ben ging entschlossen zum Wandschrank und klappte das Satellitentelefon aus. »Das kann nicht klappen«, sagte er, jedoch mehr zu sich selbst. Er nahm den Hörer ab und wählte. In der Leitung hörte er nur ein Knacken und Rauschen, Fragmente eines Freizeichens drangen zu ihm durch. Er schüttelte den Kopf. »Bei starkem Regen ist der Empfang schlecht«, erklärte Arthur. »Hm, aber eigentlich müsste es gehen«, fügte er hinzu, wie um sich zu korrigieren. »Vorhin war die Verbindung noch gut.«

»Ich bekomme nur Bruchstücke rein. Es ist nicht nichts, aber zum Telefonieren reicht's nicht.«

»Was ist mit der Satellitenschüssel und dem Empfänger?«, schlug Cecil vor. »Wenn die nicht richtig eingestellt sind, ist der Empfang auch schlecht.«

»Gute Idee, Cecil.« Arthur klang motiviert. »Vielleicht hat der Sturm die Schüssel verbogen. Wir überprüfen das.« Sogar übermotiviert, er wollte hier raus. »Los!«

»Halt!«, rief Thomas. »Wir haben gesagt, nicht voreilig werden. Außerdem können wir nicht zu sechst aufs Dach rausklettern, mal abgesehen davon, dass wir nicht wissen, wo die Schüssel überhaupt steht. Ben, wie siehst du das?«

»Meine Meinung. Trotzdem sollte jemand nachsehen.«

»Am besten einer, der schwindelfrei ist und viel Ausdauer hat. Cecil, du?« Cecil überlegte kurz, dann nickte er entschlossen. »Gut, danke«, fuhr Thomas fort. »Ich komme mit. Die anderen kümmern sich um das Rätsel.«

»Bist du verrückt, Thomas?« Shirley klang verzweifelt und latent wütend. »Hier rennt irgendein Killer rum, und du willst, dass wir dieses Scheißrätsel lösen?«

»Für den Fall, dass er das will, ja.«

»Wie, dass er das will?«

»Ich spiele schon die ganze Zeit mit dem Gedanken, ob das Rätsel nicht ein Test sein soll. Wir müssen es lösen, um das Spiel zu gewinnen. Irgendwer hat doch vorhin gesagt, Claymore hat gern gespielt.«

»Claymore ist tot, Thomas«, betonte Arthur.

»Aber was, wenn dieser Donovan wirklich ein bisschen plemplem ist? Er war ein guter Freund Claymores. Er bereut, was er getan hat, und jetzt will er sich an euch rächen, und weil er weiß, dass ihr das Rätsel lösen wollt, denkt er sich den Plan mit der Brücke aus, nagelt euch ... uns fest, und jetzt geht es los. Sie haben gesagt, Sie haben ihn nicht erreicht, wo er wohnt. Geht auch gar nicht, weil er hier ist. Er hat sich irgendwo verkrochen und genießt das Spiel.«

»Klingt völlig durchgeknallt«, bemerkte Ben. »Würde Donovan sowas tun? Ich kenne ihn ja nicht.«

»Er kam mir schon ein bisschen unheimlich vor, manchmal«, bestätigte Cecil. »Bei ihm wusste man nie so genau, woran man ist.« Arthur schwieg, doch seiner Miene nach zu urteilen, gab er Cecil Recht. »Gut«, beschloss er dann. »Wir machen es so. Cecil und Thomas gehen aufs Dach. Wir anderen suchen den Schatz.« Ben riss einen Zettel aus der Schrankwand, der neben dem Satellitentelefon klebte. Er gab ihn seinem Freund. »Hier, da steht die Ausrichtung für die Schüssel drauf.«

Sie trennten sich voneinander. Shirley drückte ihren Cecil zum Abschied. Thomas und Ben warfen sich vielsagende Blicke zu. »Pass auf, Thomas!«

»Keine Sorge. Wir kommen hier schon raus.«

»Das hoffe ich.«

Ben hatte den Eindruck, sie waren schon mehrmals im Kreis gelaufen, aber das konnte nicht sein. Es war nur so, dass sich die Gänge

des Schlosses alle ähnlich sahen, alle eng, düster, mit demselben Teppichboden ausgelegt. Doch die kleinen Details, die vielen unterschiedlichen Bilder, die überall die Wände zierten, verrieten es ihm: Sie waren bisher durch keinen Gang zweimal gelaufen. Nymphen hatten sie allerdings noch nicht gesehen. »Vielleicht ist Nymphe metaphorisch gemeint«, schlug Adrian vor. Arthur blickte den jungen Mann verwundert an, so als fragte er sich immer noch, wieso Adrian überhaupt hier war. »Vielleicht meint es nur eine bildhübsche junge Frau.«

Bald gelangten sie in eine Art Ausstellungsraum. Die Decke hing niedrig, der Fußboden war ein dunkelroter Teppich mit grauen Punkten darauf. Auf Podesten und in Schaukästen standen Glasflaschen. Jede wurde einzeln von einem Punktlicht in Szene gesetzt. Die Flaschen waren von unterschiedlichster Art, manche von der Form einer Sprudelflasche, manche wie Einweckgläser, wieder andere hatten ganz exotische Formen wie eine Birne oder einen Sichelmond. Nur das Glas war allen Flaschen gemeinsam, ein völlig durchsichtiges, klares Glas, das wie Kristall schimmerte. Arthur bemerkte Bens fragende Miene. »Das war Claymores Sammlung«, erklärte er.

»Er hat Flaschen gesammelt?«, fragte Ben ungläubig.

»Damit haben wir ihn auch immer aufgezogen.« Der Notar lachte. »Glasflaschensammler haben wir ihn immer genannt. Das mochte er nicht, denn eigentlich geht es nicht um die Flaschen, das hat er immer gesagt, sondern um den Inhalt.«

»Die Flaschen sind leer.«

»So sieht es aus, ja.«

Ben trat näher an einen Schaukasten heran. Auf jeder Flasche klebte ein schmales Etikett, das mit Hand beschriftet worden war. Auf einer Flasche stand *Venus*, auf der nächsten *Eos*, und wieder auf einer anderen *Brama*. »Er hat Götter gesammelt?«

»Götter und Fabelwesen, so könnte man es nennen.«

»Ich verstehe nicht.«

»Ich hab's auch lange Zeit nicht verstanden, ach was, ich verstehe es immer noch nicht genau. Er hat es mir mal mit einem Vergleich erklärt. Manche Leute, sagte er immer, schießen im Urlaub Fotos oder drehen Filme, um die Erinnerung an diese kurze Zeit lebendig zu halten. Claymore hingegen hat überall, wo er war, Götter oder mythologische Figuren aus allen möglichen Zeiten in Glasflaschen gesammelt. Die jeweilige Sagengestalt repräsentiert den Gemütszustand, in dem er war. Von der Venus hat er oft erzählt. Da war er wohl verliebt. Immer, wenn er sich einsam fühlte, schnupperte er in das Venusglas und fühlte sich gleich besser. Für ihn waren diese Götter einerseits Erinnerungen an früher, andererseits waren sie wie Schutzheilige seiner selbst. Und auch des Schlosses. Wie Wachhunde, sagte er mal.«

»Klingt verrückt.« Ben überlegte sich, ob er mal eines der Gläser öffnen sollte, aber aus irgendeinem Grund erschien es ihm unpassend, als würde er Claymores höchstes Heiligtum schänden, wenn er das täte. Manche Dinge blieben besser unangetastet. Ben bemerkte, dass die Ausstellung hinter einem Durchgang noch weiterging. Interessiert schritt er darauf zu.

»Er sagte mal, dass er über fünfhundert Flaschen gesammelt hat. Die meisten Götter hier sind aus der Antike, glaube ich. Die mochte er am liebsten. Das war seine Leidenschaft, könnte man sagen. Er hat im Rosengarten sogar die alte Heiligenfigur durch eine ...« Arthur schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. Ben beachtete ihn nicht, sondern schritt weiter in den Nebenraum hinein. »Ich Idiot«, fluchte Arthur. »Er hat die Heilige aus dem Rosengarten durch eine Nymphe ersetzen lassen. Sie ist aus Eisen und sieht aus, als würde sie gerade jemandem hinterherlaufen und ihm was bringen wollen.

Eine ihrer Hände ist ausgestreckt. Das muss es sein, Ben. Ben!«

Doch Ben beachtete den Notar schon nicht mehr. Fasziniert ging er in die Hocke und spielte mit den Scherben, die auf dem Boden verteilt lagen. Das obere Stück des Glases war noch so gut wie vollständig. Die Flasche war anscheinend vom Podest gefallen, ungünstig aufgekommen und zerbrochen. An einer Scherbe klebte ein Etikett. Vorsichtig zog Ben es ab. Darauf stand in Claymores schnörkelloser, genauer Handschrift: *Pan*.

Aufwärts war die einzige Richtung, um die sich Cecil und Thomas scherten. Wenn sie eine Treppe fanden, die nach oben führte, nahmen sie sie – nicht immer mit Erfolg. Manchmal endeten sie in Dachzimmern, aber von den Fenstern aus entdeckten sie keine Satellitenschüssel. »Sie muss auf der Nordseite hängen«, erklärte Thomas mit einem Blick auf die Kurzanleitung.

Thomas hielt den Schürhaken fest in der Hand. Seit der Explosion fühlte er sich mit einer Waffe in der Hand sicherer, jetzt nicht mehr, um sich gegen Arthur und Cecil verteidigen zu können, sondern weil hier irgendwo jemand herumschlich und Bomben zündete, mindestens eine Person, ein älterer Mann, aber vielleicht waren da noch mehr. Die beiden Bediensteten, dachte Thomas. Sie kennen das Schloss wie ihre Westentasche, kennen jeden Gang. Und jeden Geheimgang. Schlösser dieses Alters mussten Geheimgänge haben. Überall suchte er nach auffälligen Stellen in der Wand, nach Rissen, verfärbten Kanten. Fündig wurde er nicht.

Kurz bevor sie aufgeben wollten, sahen sie die Umrisse einer Falltür in der Decke. Von einem Haken hing ein Faden mit einem Ring am Ende herab und baumelte im feuchten Wind, der durch die Gänge wehte. Behutsam zog Thomas an der Schnur. Die Luke klappte auf. »Vorsicht!«, rief Cecil, und seine Hand schnellte nach vorne, als er

sah, wie sich die eingezogene Treppe löste und auf Thomas zuschnellte. Er stoppte sie mit dem Handballen, ein dumpfer Schlag, nur wenige Zentimeter vor Thomas' Augen, er verzog das Gesicht und sog Luft durch die Mundwinkel. Langsam ließ er die Treppe nach unten rutschen, bis sie sicher auf dem Boden stand. »Leg doch endlich mal dieses Scheißding weg!«, fluchte er und pustete auf seine Handkante, rieb sie sich warm. Thomas löste seine Finger nur widerwillig vom ledernen Griff des Schürhakens, sie schien an ihm zu kleben. Polternd fiel die schwere Stange auf den Teppichboden. »Danke«, flüsterte er.

Die Luke zum Dachboden gähnte dunkel wie ein tiefer Schlund, und die Treppenstufen waren Zähne. »Gibt's kein Licht hier?«, fragte Thomas. Cecil sah sich um und schüttelte den Kopf. »Thomas, ich geh voran.« Cecil prüfte jede Sprosse einzeln: Die Leiter schien stabil zu sein. Dennoch stieg er die Stufen nur langsam nach oben, Schritt für Schritt, nur keine Eile! Bald war er in der Dunkelheit verschwunden. »Bin oben!«, rief er. Thomas folgte ihm. Es waren mehr Sprossen, als er es erwartet hatte, dreißig Stück, das sind fast zwei Stockwerke, dachte er.

Der Dachboden war dunkel. Nur von unten fiel etwas Licht herein. Über ihren Köpfen baumelte eine Glühbirne. Thomas griff in die Luft und bekam eine Kordel zu fassen. Er zog daran, der Wolframdraht glühte auf und tauchte die Bühne in diffuses Licht.

Dieser Teil des Schlosses hatte ein Giebeldach. Der Dachboden diente als Endlager für nicht mehr Gebrauchtes, volle Umzugskartons überall, Fliesen, Farbeimer, Bettgestelle, alte Lederkoffer. Auf beiden Seiten gab es Dachluken. Thomas öffnete ein Fenster auf der Nordseite. Regen prasselte herein und hinterließ sofort eine kleine Pfütze vor seinen Füßen. Er lugte nach draußen, schaute links und rechts das Dach entlang. »Da ist die Schüssel«, rief er. Sie zeigte

nach unten, zum Garten hin. Kein Wunder, dass das Telefon nicht funktionierte. Vielleicht hatte ein Windstoß sie verstellt. Oder sie war manipuliert worden. Wie dem auch sei, einer von beiden musste da rüberklettern und sie richten. Kleine Metallsprossen schauten aus den Ziegelreihen. Sie glänzten im Regen. Wenigstens etwas, dachte er, aber bei dem Wetter nicht ungefährlich. »Glaubst du, du schaffst das, Cecil?«

»Ich werd's versuchen. Aber nicht ohne Absicherung. Auf keinen Fall.«

Thomas blickte sich um. Hier oben musste doch ein Seil zu finden sein. Er öffnete mehrere Koffer. Alte Wäsche, Bilder, Souvenirs. In einem Metallkasten fand er etwas Brauchbares: eine Kletterausrüstung. Er nahm sich nur das Seil. Es fühlte sich reißfest an, hatte jedoch einen großen Teil von seiner Farbe eingebüßt. Cecil hatte keine Ahnung, was genau man mit so einem Seil anfangen musste, also band er es sich um die Hüfte, verknotete es mit seinem Gürtel und zurrte das andere Ende an einem Querbalken im Dachgebälk fest. »Das ist völliger Unfug«, stammelte er, als er aus dem Fenster stieg und sich an den Läden festhielt. »Wenn ich runterfalle, reißt mich das bestimmt in Stücke. Aber es ist besser als nichts.«

»Pass auf!«

Cecil nickte nur und begann den Weg zur Schüssel. Regen strömte in Fluten die Dachziegel hinab. Sprosse um Sprosse schritt Cecil vorwärts, die Arme wie zu einem Balanceakt ausgebreitet. Gespannt hielt Thomas das Seil fest und sah seinem alten Schulkameraden nach, der jetzt nur noch als Umriss vor dem wetterleuchtenden Himmel zu erkennen war. Sport war schon immer Cecils Steckenpferd gewesen. Okay, er war etwas fülliger geworden in den letzten Jahren, aber das änderte nichts daran, dass er nicht nur die Kraft und die Ausdauer, sondern auch das Geschick für viele Sportarten besaß.

Was er auch tat, es sah wettkampftauglich aus. Er gehörte zu jener Sorte, erinnerte sich Thomas, die im Schwimmbad das Kraulen anfangen, wenn die Mädchen am Beckenrand sitzen und zusehen. Bei Thomas war es anders: Er hörte für gewöhnlich auf zu kraulen, wenn die Mädchen am Beckenrand saßen und zusahen. Wenn er jemandem imponieren wollte, dann sicherlich nicht durch sein sportliches Talent. Und von Ben wollte er gar nicht erst reden. Der war nicht mal im Arschbomben gut. Es tat immer nur kurz Platsch, die Fontäne war mickrig, und Ben hatte einen roten Rücken. Jedes Vorschulkind konnte es besser. Aber so war Cecil eben, und obwohl Thomas davon ausging, dass er als Zeitungsredakteur viel im Büro saß, merkte man ihm das nicht an.

Cecil war an der Schüssel angekommen, so viel konnte Thomas in dem dichten Regentreiben gerade noch ausmachen. »Es muss nach oben zeigen«, rief Thomas dem Wind entgegen. »Siebenundsechzig Grad.« Cecil blickte zu ihm herüber und zuckte mit den Schultern. »Sie-ben-und-sech-zig Grad!«

»Es klemmt«, rief Cecil. Seine Worte verstreuten sich im Regen. »Probier es fester!«, schrie Thomas. Cecils Silhouette packte die Schüssel an beiden Seiten – und zog. Und als er zog, sah Thomas, wie sich die Schüssel bewegte – und noch mehr. »HALT!«, schrie er schrill. Cecil verharrte in der Bewegung und sah zu Thomas herüber. Der winkte mit den Armen, aber es war zu spät. Nicht nur die Schüssel, die gesamte Verankerung löste sich vom Dach, und es dauerte keinen Wimpernschlag, da schlitterte die Anlage quietschend die Ziegel hinab und polterte über die Regenrinne nach unten. Cecil verlor den Halt. Er drehte sich dem Haus zu, als er ausrutschte, und versuchte, sich im Hinabgleiten an den Ziegeln festzuhalten, doch sie waren zu glitschig. Mehrere Ziegel hatten sich gelöst und rutschten hinterher. »CECIL, HALT DICH FEST!« Er sah, wie die Silhouette

seines alten Schulfreundes das Ende des Daches erreichte und verschwand. Der plötzliche Zug riss Thomas das Seil aus den Händen, es rieb an der Regenrinne entlang, bis es auf der Höhe des Fensters zum Stehen kam. Ohne zu zögern ergriff Thomas es wieder. Er spürte bis zu sich herauf, wie Cecils Körper an der Häuserfassade baumelte. Er glaubte, ihn rufen zu hören, doch alles war so laut: der Regen, das Trommeln, das heiße Rauschen in seinem Kopf. »ICH ZIEH DICH RAUF!« Sein Schrei verhallte im Getöse. Er stützte sich mit den Füßen am Sims ab und zog. Nichts rührte sich. Cecil musste Halt finden. Irgendwo. Aber vielleicht war er schon ohnmächtig, sauste es Thomas durch den Kopf, vielleicht war er gegen die Fassade gekracht. Oder er hing einfach nur da, zu weit von jedem Fenster entfernt, schwebte in der Luft. Dann konnte er ziehen, so fest er wollte. Siebzig Kilo, das würde er niemals schaffen. »HALT AUS!« Er musste runter, einen Stock, zwei Stock. Musste ein Fenster finden, von dem aus er Cecil erreichen konnte. »BIN GLEICH DA!«

Als Thomas sich umdrehte, erkannte er die Gestalt mit dem Bocksgesicht nicht sofort, denn sie stand im Schatten eines Balkens. Als erstes sah er die blitzende Klinge des Messers, auf ihn gerichtet, dann den Handschuh, das dunkle Leder des Mantels, der sich um die dürre Figur schlug – und das Gesicht. Ein grimmiger Ziegenbock starrte ihn an, die Augen nur zwei schwarze Höhlen, die manchmal eigenartig zu blinzeln schienen. Thomas erstarrte. Mehrere Sekunden blieb er wie angewurzelt stehen, seine Hände zu Fäusten geballt. Als er einen Schritt zurückwich, kam ihm die Gestalt mit dem Bocksgesicht einen Schritt entgegen. Sie verfolgte jede seiner Aktionen. Er blickte zur Bodentreppe, die Gestalt versperrte ihm mit einer Seitenbewegung den Weg. Thomas' Gedanken rasten in Hochgeschwindigkeit. Viel Zeit hatte er nicht.

Zur Bodenluke? Nein, die Gestalt mit dem Bocksgesicht hat das

schon gemerkt. Sie hat dich, wenn du's versuchst. Vielleicht, wenn du springst? Dreißig Stufen abwärts? Oder er erwischt dich im Sprung?

Angriff? Nein, nicht gut. Selbst bei erfahrenen Polizisten sind Messer gefürchtet. Ein Stich kann sofort tödlich sein, oder wenigstens die Wunde. Wenn man nicht genau weiß, wie man jemandem ein Messer abnimmt, sollte man es lassen. Thomas wusste es nicht.

Es muss einen anderen Weg geben. Schließlich ist der ja irgendwie hier hochgekommen. Über die Leiter? Hätte ich ihn dann nicht gehört?

Als Thomas den Rest des Dachbodens sondierte, kam die Gestalt mit dem Bocksgesicht einen Schritt näher. Kein Eingang zu sehen. Entscheid dich, Thomas! Sonst ist es zu spät.

Mit einem Satz drehte sich Thomas um. Er hörte, wie die Gestalt hinter ihm lossprintete. Keine Zeit! Er hechtete aus dem Fenster, bekam das Seil zu fassen. Draußen prasselte der Regen auf ihn ein, er rutschte die glitschigen Ziegel hinab. Das Seil brannte in seinen Händen. Instinktiv ließ er los, doch als er das bemerkte, griff er wieder fest zu. Er fand keinen Halt mehr und spürte, wie seine Beine ins Nichts trudelten. Er schrie laut auf und hieb beide Hände mit voller Gewalt auf die Ziegel, versuchte mit aller Kraft, sich irgendwo festzuhalten. Dann wurde er schwerelos.

Über dem Meer wetterleuchtete es, man sah es noch im Garten hinter dem Haus. Der Rosengarten, angelegt in der Form eines Herzens, umrandet von Hecken, mochte bei Sonnenschein und, wenn er gut gepflegt war, edel aussehen, das musste Ben neidlos anerkennen. Doch offenbar hatte sich seit Jahren niemand mehr um ihn gekümmert. Die Hecken, Monstrositäten, die über drei Meter hoch waren, wucherten nach allen Seiten. Der Eingang war fast zugewachsen.

Von den Rosen, die sich an dem Tor an Stangen hatten emporranken sollen, war nicht mehr viel zu sehen.

Der Garten selbst war größer, als es von außen den Anschein hatte, doch auch hier waren die meisten Bänke im Dickicht verschwunden. Hier drinnen war es ruhig, der Wind zog über die Hecken hinweg. Das markanteste Merkmal des Gartens war der Brunnen, natürlich auch in der Form eines Herzens, an dessen Spitze eine überlebensgroße Nymphe aus dunklem Eisen auf einem Podest stand. Es war, wie Arthur gesagt hatte: Sie sah aus, als rannte sie jemandem hinterher, um ihm etwas Vergessenes zu bringen. Neben ihr spuckte ein dicker Fisch Wasser in den Brunnen, doch der beständige Regen zerteilte den Strahl, die einzelnen Tropfen fielen anonym ins Wasser.

*Beginne, wo, in zartem Nymphengriff verborgen,
der erste Schlüssel liegt, ...*

Ben schwang sich am Podest empor und hangelte sich an der Nymphe nach vorne. Ihr Blick war verzweifelt und verliebt. Sie war nackt und entsprach, soweit Ben das abschätzen konnte, dem weiblichen Schönheitsideal des klassischen Altertums. Die Haare offen, das Gesicht eher schmal, handgroße Brüste, eine starke Taille und breite, fruchtbare Hüften. Sie war mit einem Ahornblatt aus Eisen zensiert. Gelaugweilt wandte er den Blick ab und hangelte sich am ausgestreckten Arm der Nymphe entlang bis zur Hand. Den Handteller nach oben gerichtet, die Finger leicht gekrümmt, trug sie einen im Regen glänzenden Gegenstand. Ben pflückte ihn aus dem Griff der Nymphe, nickte ihr zu und ließ sich behutsam von dem Podest hinunter, um nicht im Matsch auszurutschen. »Der Schlüssel«, sagte er triumphierend. »Lasst uns reingehen!«, bettelte Shirley. Sie gingen zurück in die Bibliohek.

»Okay, wie geht das Gedicht weiter?«, fragte Arthur. Shirley trocknete ihre Haare am Kamin, Ben beugte sich über die Ausdrucke. Tropfen lösten sich aus seinem Haar und schlugen auf dem Papier auf. Die Tinte zerlief. Der Schlüssel lag neben dem Papier. Er war noch keine Antiquität und passte vom Schnitt her in ein primitives Schloss. Der Griff sah aus wie ein Spinnennetz.

*[Der Schlüssel,] der dich
emporhebt über alles, was da thront.*

»Emporhebt über alles«, murmelte Ben. »Wo es hoch ist«, schlug Adrian vor. »Ein Turm«, vervollständigte Arthur den Gedanken, klang erst siegessicher, dann missmutig. »Hm, aber es gibt so viele Türme hier.«

»Welcher ist der höchste?«, fragte Ben.

»Der, in dem wir vorhin waren. Wo Claymore den Unfall hatte. Wir waren ganz oben.«

»Dann könnte der Schlüssel zu der Tür passen, die ich nicht aufbekommen habe. Zum Turmzimmer.«

»Das lässt sich herausfinden.«

Als die vier die Stelle passierten, an der Claymore gelegen hatte, schwiegen sie: einer von ihnen aus Pietät, weil es ein ehrfürchtiger Gedanke war, dass Claymore hier seinen letzten Atemzug getan hatte, einer aus Angst, dass ihm selbst so etwas zustoßen könnte, einer aus entsetzlicher Erkenntnis und einer aus Mitleid.

Nur mit äußerster Vorsicht stiegen sie die Treppe nach oben, einer nach dem anderen, langsam, die Hände fest am Geländer. Oben gab es einen kurzen Flur, in dem die vier kaum Platz fanden. An dessen Ende versperrte eine Holztür mit Metallstreben den Zugang zum

Turmzimmer. Ben schob den Schlüssel in das Schloss und drehte nach links. Es schnappte auf. Er drückte die Klinke und stieß die Tür an. Knarrend schwang sie nach innen.

Das Turmzimmer war geräumig. Am hinteren Ende verstaubte unter einem kleinen Fenster ein Sekretär. War wohl ein Studierzimmer vor langer Zeit, dachte Ben. Links und rechts standen Bücherregale. Dichte Spinnweben verdeckten die Einbände.

Sie hörten den Regen auf das Dach trommeln und den Wind rauschen, und hinter den Fenstern zogen dunkle Wolken über den Himmel. Ben hatte den Eindruck, auf einem Schiff über die stürmische See zu treiben. Ihm wurde übel, doch er schluckte den Vergleich mannhaft hinunter.

Auf dem Sekretär lag, ganz unscheinbar, ein Kästchen. Es war aus Kirschholz und hatte einen glänzenden Firnis. Olivgrün wanden sich Blumenmuster um den Deckel. »Ich mache es auf«, flüsterte Ben, als wolle er die Ruhe eines heiligen Ortes nicht stören. Behutsam klappte er den Deckel nach oben. Drei Augenpaare linsten über seine Schultern.

In dem Kästchen lag ein weiterer Schlüssel, klein, fast wie für einen Briefkasten; er hing an einem violetten Wollfaden. Ein handgeschriebener Streifen Papier, etwa DIN-A5, las in Claymores korrekt langweiliger Handschrift:

*Sie war die Glut in frühester Jugendzeit,
zu heiß für viele. Alle verbrannten sich.*

*Dann ward sie still und stiller noch, und
nach der Geburt war sie lang erkältet.*

*Und seither trägt sie in ihrem Mutterschoß
die Brut und zieht sie auf und ernähret sie.*

*Doch als sie älter war, die Brut, da
holte sie aus mit den Kriegsgeräten.*

*Seit Langem liegt sie alt und gebrechlich da,
in ihren Augen zittert das Trauersalz.*

*Sie liegt im Sterben, kalt und tot. Und
doch brennt die Glut tief in ihrem Innern.*

Thomas hing an der Regenrinne, seine Beine baumelten in der Luft, suchten vergeblich nach Halt, doch fanden sie keinen. Unten schlugen Dachziegel auf dem Boden auf und zersplitterten. Cecil war bewusstlos. Er pendelte an dem Seil, seine Gliedmaße hingen schlaff nach unten. »CECIL!«, schrie Thomas und verlor fast den Halt dabei. Er spürte, wie die Regenrinne nachgab. Verdammt, wieso hing das Dach so weit über? Er versuchte krampfhaft, mit den Füßen die Fassade zu erreichen, doch seine Beine waren zu kurz. Wasserströme rannen das Dach herab und spritzen ihm ins Gesicht. Hochziehen! Er musste sich hochziehen! Seine Arme zitterten nach dem ersten Versuch. Er schaffte es nicht. Nicht ohne Halt! »CECIL, WACH AUF!« Er schaute über seine Schulter nach unten und schnalzte gleich wieder zurück. Verdammt, hingen sie hoch. Das waren fünfzehn Meter, mindestens, für Cecil etwas weniger, aber immer noch zu hoch. Thomas' Kräfte ließen langsam nach. Das Blech der Regenrinne verbog sich. Denk! DENK!

Sich fallenlassen? Unten waren Büsche, das konnte funktionieren. Er dachte an den Fallschirmspringer, der aus dreitausend Metern Höhe abstürzte, in einem Baum landete und überlebte. Aber das war kein Baum, da unten, es war ein scheiß Gebüsch, und er wusste nicht mal, was für eines.

Schwung nehmen und versuchen, ein Fenster zu treffen? Die Trefferquote war zu niedrig, rechnete er sich aus. Er würde nur an der Fassade abprallen. Irgendwelche blöden Ausstülpungen an dem Gemäuer gab es auch nicht, nichts, woran man sich im Fall festhalten konnte.

Sich hochziehen? Unmöglich. Er verlor die Kraft und fand mit den Füßen keinen Halt, um sich abzustützen. Wenn er sich vielleicht an dem Seil nach oben ziehen könnte. Aber was dann? Da oben war ja noch die Gestalt mit dem Bocksgesicht. Und dem Messer. Das Messer!, hallte es durch seinen Kopf, vermischte sich mit dem tiefen, undeutlichen Rauschen des Regens. Alles hörte sich an, als wäre er unter Wasser. Blechern, fern. Als Thomas die Gefahr realisierte, war es bereits zu spät. Cecil sackte nach unten weg. Keine zwei Sekunden später landete er in dem Gebüsch. Rascheln, ein dumpfer Schlag. Das Seil fiel wie eine tote Schlange nach unten, das durchgeschnittene Ende sauste an Thomas vorbei. »CECIL!« Der Schrei war nur noch ein heiseres Phantombild, das der Sturm in tausend Teile zerriss. Thomas schrie weiter. Er glaubte, dass es das Letzte wäre, das er in seinem Leben tat: Er holte aus und schwang seine kalten Beine nach oben. Sein rechter Fuß verkeilte sich in der Regenrinne. Ja! Er konnte es schaffen. Mehr Kraft! Er wuchtete sich in kleinen Schritten auf das Dach zu. Von unten hörte er ein lauter werdendes Stöhnen, ein Heulen. Gott sei Dank!, dachte er, Cecil lebt noch. Er mochte sich nicht vorstellen, mit welchen Verletzungen. Das Klagen unten war der herzerzerißende Schrei eines Kleinkindes. Er wollte es trösten, mitweinen.

Ein letzter Schub, und Thomas' Oberkörper lag auf dem Dach. Jetzt nicht den Halt verlieren, bloß nicht den Halt verlieren! Seine Füße stemmten ihn weiter die Schräge hinauf. Verdammt, war das steil. Da käme er niemals rauf. Und selbst wenn ...

Das letzte Geräusch, das Thomas wahrnahm, war ein schräges, metallisches Ächzen. Er spürte, wie die Regenrinne unter dem Druck seiner Füße nachgab und abbrach. Krachend kam sie unten an. Zentimeter für Zentimeter rutschte Thomas nach hinten. Als er merkte, dass es für alles zu spät war, verabschiedete er sich von seinen Eltern, seinen Freunden, von Ben und von seinem Leben. Er schloss die Augen und hörte nichts mehr.

Die Sekunden stiller, endgültiger Schwerelosigkeit waren die schönsten seines Lebens.

Wenn man Thomas nach den schlimmsten Sekunden seines Lebens gefragt hätte, er hätte geantwortet, dass er über sie nicht mehr viel zu berichten wisse. Er wusste zwar, er war eher von emotionaler Natur und im Grunde genommen empathisch für vielerlei Gefühle und Geschichten, aber dass er eines Tages zugeben würde, sich an diesen gewissen Tag einfach nicht mehr richtig erinnern zu können, er hätte es nicht geglaubt. Doch es stimmte. Er wusste, wann es passiert war, wo es passiert war, und vor allem wusste er, was dort passiert war, aber erinnern konnte er sich an keine Einzelheit, an kein Wort, das dort gefallen war, an kein Gesicht, das er gesehen, und an keinen Schmerz, den er gespürt hatte. Es war wie ausgelöscht. Er konnte sich keine einzige Minute davon zurückrufen. Das hieß jedoch nicht, wie er später immer wieder feststellte, dass die Bilder von damals nicht wiederkamen. Im Gegenteil: Sie kamen oft wieder.

Auf dem Eduard-Lieberstalt-Platz war es nach Mitternacht, drei- undzwanzig nach Zwölf, um genau zu sein, es war eine milde Aprilnacht. Um halb Eins sollte dort in einem dunklen Winkel ein Geschäft stattfinden. Der Platz lag zwar in der Innenstadt, aber in einem jener Bereiche, die zu solcher Stunde von den Bürgern gemieden wurden. Allenfalls kreuzte jemand diesen Platz, weil es der kürzeste Weg für ihn war. Aber als Aufenthaltsort hatte er selbst bei den coolen Jugendlichen, und Thomas zählte nicht im Entferntesten dazu, keinen guten Stand mehr. Er war zu versifft, zu dunkel, zu feindselig. Ja, feindselig, das Wort hatte Thomas damals auf der Polizeistation benutzt, es stand jetzt in irgendeinem Protokoll in einem verstaubten Aktenordner im hintersten Winkel des Polizeiarchivs. Feindselig war er, der Eduard-Lieberstalt-Platz, und Thomas, der etwas abseits im Schatten eines Hinterhofs wartete – neben ihm kauerte Ben – fragte

sich immer wieder, wieso er überhaupt hier war, an diesem Ort. Ob es das wirklich wert war.

Angefangen hatte alles mit Judy Laurin. Sie war eine Klasse unter Ben und Thomas, und das auch nur, weil sie sitzengeblieben war. Wegen Mathe und Physik, beides Hauptfächer an ihrer Schule. Nachhilfe hatte sie genommen, ja, aber das hatte nichts gebracht. Dabei war sie nicht dumm, fand Thomas. Auch er kam nur mit intensiver Mathenachhilfe auf seine akzeptablen Noten, aber Judy war ein schlaues Mädchen, schlauer als er selbst, und das gab er gerne zu. In den ersten zwei Klassen der weiterführenden Schule gehörte sie mit zur Clique. Judy, Cecil, Thomas und Ben, das waren sie gewesen, die vier – damals, als alles noch etwas einfacher war, Noten noch nicht so wichtig, die Perspektiven für die Zukunft noch gleichgültig.

Judys Eltern hatten sich getrennt, als sie fünf war, sie lebte bei ihrer Mutter. Über den Grund der Trennung hatte man damals nichts gewusst, Kinder interessierte das auch nicht. Klar bekam man so einiges von seinen Eltern mit, aber erst später begriff Thomas wirklich, was ein Alkoholiker war und was häusliche Gewalt. Er hatte sich dann auch gefragt, wie schlimm es gewesen, wie weit es gegangen war, und ob man etwas hätte ändern, ob alles anders hätte kommen können, wenn man nur vorher etwas darüber gewusst und Rücksicht darauf genommen hätte. Doch Kindern lag so etwas fern. Thomas wusste, Judy lebte bei ihrer Mutter. Wieso und warum, diese Frage erschien ihm damals als nicht relevant.

In der sechsten Klasse dann waren Judy und Cecil ein Paar gewesen, sofern man das von Elfjährigen schon sagen konnte. Aber auch später, nachdem Judy aus der Clique ausgeschieden war, verband sie mit Cecil ein dickeres und vor allem kürzeres Band als mit Ben und Thomas. Besonders für Ben war es schwer. Er hatte sie schon im Kindergarten gekannt, für ihn war sie immer ein fester Bestandteil

seines Lebens gewesen. Es dauerte ein paar Wochen, bis er begriffen hatte, dass Judy nun andere Freunde hatte und dass ihre gemeinsame Viererclique niemals wieder tagen würde.

In der Mittelstufe dann blieb sie sitzen. Das sei tragisch, ja, sagte sie zu Cecil, doch ihre Beziehung würde nicht darunter leiden, auf keinen Fall. Ein Vierteljahr später heulte sich Cecil bei Thomas aus. Judy war jetzt mit Mike zusammen.

Mike Hansom war einer jener Freunde, die eigentlich keine Freunde sind. Die nur so tun, wenn es ihnen passt oder es ihnen Vorteil bringt, die aber kuschen, sobald sie sich beweisen müssen. Thomas und Ben ahnten es, Cecil wusste es. Doch Judy schenkte seinen Vorbehalten kein Gehör. Sie verbannte ihn regelrecht, sprach kein Wort mehr mit ihm, mit ihm, der Mike Hansom verunglimpft hatte. Mike war in der Unterprima, vorletzte Klassenstufe, und er hatte große und breite Freunde, die Cecil schnell davon überzeugten, dass es besser für ihn wäre, sich von Judy fernzuhalten. Thomas wusste nicht, wie weit es wirklich gekommen war. Er wusste nur, dass Cecil gehorchte. Er solle zum Direx gehen, insistierte Ben, doch Cecil hörte nicht. Er weinte ein letztes Mal um Judy, an einem Abend im Frühsommer, bei Thomas unten im Clubkeller, es war Kinoabend. Dann erwähnte er sie kein einziges Mal mehr, und auf dem Pausenhof tat er so, als kenne er sie nicht. Er kam mit Sarah Merryweather zusammen. Sie gaben ein gutes Paar ab.

Das neue Schuljahr begann mit Schrecken. Es war, als hätten sich über einen Monat hinweg alle Zeiten geändert, als hätte irgendwer einen Schalter umgelegt, um eine neue Ära einzuläuten. Schlägereien und Vandalismus waren an der Tagesordnung. Schulstunden fielen aus, weil Lehrer fernblieben, die Lehrerkonferenz tagte dreimal die Woche. Die Polizei wurde eingeschaltet, doch niemand sagte, wer die Schuldigen waren, obwohl es viele wussten. Mike Hansom war

auf jeden Fall dabei, dachte Thomas, aber auch er traute sich nicht, ihn anzuschwärzen. Die Polizei war machtlos. Solange nichts Ernstes passiert sei (und Gott allein wusste, was sie damit meinten), könnten sie nicht im großen Stil einschreiten. Unverständnis bei Schülern und Lehrern. Manche konnten beschwören, dass ein paar der älteren Schüler Drogen auf dem Schulhof vertickten, und nicht nur Gras. Die Polizei versprach, dass ab und zu ein Beamter vorbeischauchen würde. Sie seien schließlich nicht die einzige Schule in der Stadt mit Problemen, sagten sie. Da müsse man eben die Zähne zusammenbeißen.

An einem bitterkalten Novembertag standen ein Krankenwagen, der Notarzt und die Polizei auf dem Pausenhof. Billy Oldfield wurde ins Krankenhaus gebracht. Die Schüler schauten erstaunt aus den Fenstern. Niemand wusste genau, was geschehen war, da war ein Knall gewesen. Die Nachricht verbreitete sich innerhalb einer großen Pause. Billy Oldfield war ein Freund von Mike Hansom, oder sagen wir: ein Kumpel, was Ben und Thomas schon reichlich seltsam erschien, denn Billy war immer ein ruhiger, scheuer Typ gewesen und Mike das genaue Gegenteil, ein pöbelnder Rebell, der sich nicht scheute, jedes Klischee zu erfüllen, das über Typen wie ihn im Umlauf war. Als nervender Sidekick mit ein wenig Geld in der Tasche war er Mike Hansom aber herzlich willkommen. An jenem Morgen wollte Billy die Bombe platzen lassen, und das war durchaus wörtlich gemeint. Er wollte eine selbst gebastelte Flaschenbombe aus dem dritten Stock auf den Lehrerparkplatz werfen, mittenrein, ein Feuerwerk sollte es werden, hatte er später gesagt, das Auto des Direx wollte er brennen sehen. Das Rezept für die Bombe hatte er aus dem Internet, er kenne so Seiten, da finde man alles. Ein bisschen Trockeneis und Wasser in eine Plastikflasche getan, Schraubverschluss drauf und dann irgendwohin werfen. Im Wurf vermengen sich die Stoffe, reagieren – und BUMM! Die Idee war richtig, doch

die Flasche ging schon los, als Billy noch den Verschluss zudrehte. Er war etwas zu unvorsichtig gewesen, sagte er später im Krankenhaus. Thomas und Ben waren bei ihm, sie kannten ihn noch von früher. Er hatte irgendwann eine Klasse übersprungen, und sie hatten sich aus den Augen verloren. Er lag im Krankbett, noch an genügend Schläuche und Kabel angeschlossen. Er sei schon lange übern Berg, sagte er zufrieden, beinahe stolz darauf, dass er mit seiner Aktion einen ganzen Schultag ruiniert hatte. Erst später bemerkte er, wie schwierig das Leben ohne rechten Arm war. Und wie einsam. Nachdem er ein halbes Jahr darauf die Schule verlassen hatte, hörten Ben und Thomas nichts mehr von ihm.

Dieser tragische Vorfall war ein Ereignis, zu dessen Anlass der Direktor, Terry Finster, ein Mann, der in den letzten Monaten um zehn Jahre gealtert war, der faltig und sorgenschwer in seinem Büro saß und nicht mehr weiter wusste, zu dessen Anlass er also eine Vollversammlung in der Aula einberief. Er sprach lange. Und nicht nur er, auch ein Polizeibeamter ergriff das Wort, ein Elternvertreter und ein Pastor von der Freikirche. Alle redeten den Schülern ins Gewissen. Doch Worte waren nicht genug. Sie verhallten ungehört. Keiner interessierte sich dafür.

Auch Judy schenkte Worten keinerlei Beachtung mehr. Ein paar Mädchen aus ihrer früheren Clique, darunter Clodette Mayfield, versuchten, sie von Mike Hansom loszueisen. Er war nun bereits offenkundig als Gewalttäter bekannt. Es hatte Anträge auf Schulverweis gegeben. Doch Mikes Vater war Anwalt, ein reicher Kerl, das war das eine Problem, und das andere war, dass er der Schulstiftung jedes Jahr einen fünfstelligen Betrag überwies. So blieb Mike Hansom Schüler des Hedewing-Markland-Gymnasiums. Das Geld war knapp, sagte Terry Finster später in einem Interview mit einer Boulevardzeitung. Wir wussten keinen anderen Weg.

Wie es Judy in ihrer Beziehung mit Mike erging, konnten Thomas und Ben nur erraten. Zum Beispiel an ihrer Kleidung, an der Schminke, dem Schmuck. Alles schrie „billig“, und wenn Ben es nicht gewusst hätte, er hätte in dem Mädchen kaum noch seine Spielkameradin aus dem Kindergarten und den ersten Schuljahren erkannt. Ja, das war das Nächste: Ein Mädchen war sie auch nicht mehr, und sie drohte jedem Prügel an, der sie so bezeichnete. Sogar Ben, als er ihr sagte, sie sei einmal ein hübsches Mädchen gewesen. Das waren die letzten Worte, die er ihr ins Gesicht gesagt, und die vorletzten, die er an sie gerichtet hatte.

Sex hatten Judy und Mike auf jeden Fall gehabt, das sah man ihnen förmlich an, Judy zumindest, die, so vermutete man, noch Jungfrau gewesen war. Über die näheren Details schwiegen sie. Gerüchte erledigten den Rest. Mikes Kumpels erzählten, er habe sie in einem Bett voller Rosenblüten überrascht, er sei so richtig romantisch drauf gewesen; Judys alte Clique sprach von einer Vergewaltigung, von Hardcore, Gruppensex. Niemand wusste, wie es wirklich gewesen war. Nichts von alledem, vermutete Ben. Sondern kalt, spontan, lieblos. Im Rausch. Ein erstes Mal, an das man nicht mehr denken will, wenn man älter wird.

Im Dezember begann es, dass Judy sich immer seltener in der Schule zeigte. Mike ebenfalls, wohlbemerkt. Eigentlich wollte niemand wissen, wo sie sich herumtrieben und was sie taten, auch die Lehrer waren um jeden Tag froh, den sie ohne Mike Hansom unterrichten konnten. Viele tuschelten darüber. In einem letzten Anlauf rief Ben bei Judy zu Hause an. Ihre Mutter ging ran. Er fragte nur kurz nach dem Verbleib ihrer Tochter. Sie begann zu weinen und wünschte sich die alten Zeiten zurück. Sie wünschte sich die alte Judy zurück. Weil sie nicht mehr aufhörte, legte Ben auf.

Ab und zu ließ sich Judy in der Schule blicken, manchmal auch

Mike. Aber meistens blieb sie nur ein, zwei Tage, dann war sie wieder verschwunden. Anfang Februar verschwand sie ganz. Man munkelte, sie habe die Schule jetzt endgültig geschmissen und sei mit Mike davongefahren, auf irgendeine Südseeinsel, und er wolle dort Surflehrer werden und sie seine Assistentin. Ein anderer wollte sie unter einer Brücke gesehen haben, bei den Pennern, wo sie um ein paar Cents bettelte, oder in einer heruntergekommenen Gegend der Stadt, wo sie für wenig Geld alte Männer fickte. Alles schien möglich, doch nichts davon stimmte.

Alle erfuhren auf einer Vollversammlung davon, die ganze Schule. Judy Laurin war am 12. Februar 2106 im Alter von siebzehn Jahren gestorben, umgekommen durch eine Überdosis Heroin, nachts um halb Drei in einer Toilettenkabine in der Oststadt. Die Beerdigung verlief still. Selbst dem Pfarrer blieb jeder Satz im Halse stecken. Es war an jenem Tag, dass Ben Hastings die letzten Worte an Judy Laurin, seine Freundin aus Kindheitstagen, richtete, still, weinend, vor ihrem Grab, der Sarg lag schon unten, etwas Erde darauf und ein kleiner Blumenkranz. Thomas hatte nie erfahren, was sein Freund ihr in diesen langen zwei Minuten gesagt hatte, aber er wusste, es waren die ehrlichsten Worte, die er hätte sprechen können.

Niemand, der Judy Laurin vor ihrer Verwandlung gekannt hatte, blieb von ihrem Tod unberührt. Selbst die harten Jungs, die sie nur als Mikes Anhängsel gesehen hatten, schwiegen. Es war im März, als Cecil, Thomas und Ben in ihrem Clubraum saßen. Der Abspann eines alten Films lief. Die Beerdigung war fast einen Monat her, und die Normalität, die wieder eingekehrt war, zehrte an ihren Nerven. Ben schlug vor, den Kerl ins Gefängnis zu bringen, der ihr das angetan hatte. Thomas und Cecil wussten, wen er meinte. Mike Hansom natürlich. Selbst seine Kumpels prahlten manchmal damit, welchen Stoff er anschleppte und dass sie es sich mal wieder richtig gegeben

hätten. Es war für manche ein offenes Geheimnis, dass Mike auf dem Schulhof neue Kunden anwarb, dass er sie manchmal sogar selbst mit neuem Zeug versorgte. Alle dachten, es ginge immer nur um Gras, aber so wie Mike inzwischen aussah, war da mehr im Spiel.

Ben schwor, dass Judy ihren Schuss von Mike bekommen hatte. Er konnte es sich richtig vorstellen, wie er schon völlig hinüber auf irgendeinem Sofa lag und Judy neben ihm, werweißwassietaten, und Mike einfach nicht mehr peilte, was seine Hände unternahmen, wie vorsichtig man sein muss, wenn man die Spritze aufzieht und abdrückt, wie Judy dann in ihrer Traumwelt durch die Straßen torkelte und von einer unbändigen Übelkeit übermannt wurde, wie sie die öffentliche Toilette aufsuchte ...

Thomas erriet Bens Gedanken, und er willigte ein, die Nummer durchzuziehen. Cecil zog sich zurück. Er wusste, das konnte nur Ärger bedeuten.

Die Vorbereitungen dauerten drei Wochen. Ben und Thomas hatten einen Deal eingefädelt, immer über Telefon, denn durch ihre privaten Schnüffeleien waren sie bei vielen bekannt. Alles war abgemacht. 00:30 Uhr sollte die Übergabe stattfinden. Ecstasy war gefragt, zwanzig Pillen, einhundertundfünfzig Kronen, ein Preis für Newcomer, hieß es. Mike Hansom sollte kommen, er und ein paar seiner Kumpels.

Clodette Mayfield hatte sich als Lockvogel angeboten. Sie war Judys engste Freundin gewesen und hatte über Cecil von der Aktion Wind bekommen. Ob sie das wirklich wolle, hatte Ben mindestens hundertmal gefragt. Wenn auch nur irgendetwas schiefging, konnte es wirklich böse enden. Ihm sei das jetzt egal, er ziehe das durch.

Was er sich einbilde; das hatte sie gesagt. Was er sich einbilde. Ob er sich stärker fühle, nur weil er ein Mann sei. Nein, sagte Ben.

Die Aktion begann pünktlich.

Als Mike Hansom und seine Kumpels kamen, sie fuhren mit einem alten Viva vor, beige mit ein paar Graffiti drauf, das Kennzeichen war schnell notiert, rief Thomas die Polizei. In fünf Minuten, sagten sie. Clodette gab Mike das Geld (sie alle hatten auf ihre Ersparnisse zurückgegriffen), Mike gab ihr eine kleine Schachtel. Sie sah harmlos aus. Ob sie nicht gleich eine Pille schmeißen und ein bisschen feiern wollten, fragte Mike. Clodette schüttelte verlegen den Kopf und ging. — — —

Als Thomas die Polizeisirenen hörte, bohrten sie sich energisch in seinen Kopf. Er hatte Schmerzen überall, er lag in einer klebrigen Pfütze, hörte Stimmen, Schreie. Er wurde weggetragen. Alles war nur noch ein undurchsichtiger, wehender Schleier. (Pan ist als Bocksgott bekannt.) Die Stimme hallte fort und fort und fort. Es wurde weiß. (Er hat Bocksfüße.) Alles kam näher. (Er gilt als schadenfreudigster Gott. Alles, was Zerstörung bringt, macht ihm Spaß.)

22:00 Uhr

»Er wartete für gewöhnlich darauf, dass die Nymphen zum Spielen an die Furt kamen, verstehst du?«, erklärte Ben, aber eigentlich wusste er nicht, was er sagen sollte. »Er versteckte sich in einem Gebüsch. Die Nymphen ahnten nichts. Pan sprang aus seiner Deckung hervor. Hör zu! Er sprang aus seiner Deckung und erschreckte die Nymphen, und sie stoben in Panik auseinander. Von ihm kommt das Wort ja. Panik, meine ich. Von Pan. Cecil! Cecil, sprich mit mir!«

»Ja.« Cecil röchelte nur. Er lag auf dem Sofa. Sein rechtes Bein war gebrochen, so viel stand fest. Was ihm noch fehlte, niemand konnte es sagen. Ob er überleben würde, auch das war unklar.

»Cecil, red weiter mit mir! Es gibt da eine Geschichte über Pan, die in der Antike weit verbreitet war, hörst du?«

»Ja.«

»Gut. Pan hat ...«

»Himmelherrgott, das interessiert mich alles nicht«, schrie Adrian. »Hier bringt uns einer um. Ich muss Hilfe holen. Ich muss jemanden anrufen.« Adrian nestelte sein Handy aus der Jacke und tippte wild darauf herum.

»Jetzt bleiben Sie doch mal ruhig, Adrian!«, schimpfte Arthur. »Hier ist kein Empfang, verdammt noch mal!«

»Draußen. An irgendeiner Stelle muss es doch Empfang geben.«

»Adrian, Adrian, bleiben Sie hier!«

Zu spät. Der junge Mann verschwand nach draußen in den Regen. Plötzlich kehrte Stille ein in der Bibliothek. Eine Wanduhr tickte. Cecil stöhnte auf und schlief ein. Ben deckte ihn mit einer Wolldecke zu. Cecil hatte Fieber, aber nach allem, was passiert war, konnte man

froh sein, dass er überhaupt noch atmete. Der Busch hatte seinen Fall aufgefangen.

Arthur hatte alles geholt, was er in einem Wandschrank hatte finden können, einen ganzen Metallwagen voll. Spiritus war dabei, Spülmittel, Abflussreiniger, auch ein Reinigungsmittel auf Salzsäurebasis. Das könnten sie vielleicht als Waffe gebrauchen, überlegte Ben. Shirley hatte in der Bibliothek ein Schränkchen mit Verbandsmaterial, Jod und allerlei Medikamenten gefunden. Sie hatten Cecils Wunden gereinigt und verbunden, Shirley hatte mit einer von der Wand gerissenen Fußbodenleiste eine Schiene gebastelt. Es war alles mehr als schäbig und brachte vermutlich nicht mehr als wonach es aussah. Aber irgendwas mussten sie doch tun.

»Thomas ist wach«, flüsterte Shirley. Ben eilte zu seinem Freund. Er lag auf zwei aneinandergeschobenen Sesseln. Seine Augen waren offen, und er schien nicht zu wissen, wo er war. »Du bist in Sicherheit, Thomas«, flüsterte Ben. »Wir sind in der Bibliothek. Wir haben dich aufgefangen.« (Im letzten Moment. Wir waren bei Cecil angekommen, hörten deinen Schrei von oben, du fielst, wir sind zusammengerückt und haben die Arme aufgehalten. Du warst ein ziemlicher Brocken, Thomas. Ich glaube, ich habe mir was gezerzt.)

»Hier ist Wasser.« Shirley reichte ihm ein Glas. Thomas trank, hustete und begann, leise zu sprechen: »Wow«, stammelte er. »Was für ein Flug. Damals, Ben«, fuhr er fort. »Wir waren ganz schön blöd.«

»Du hast Pan gesehen?«

»Ich sagte, ich habe einen Mann mit einer Bocksmaske gesehen.«

»Aber das kann doch nur Pan sein. In Claymores Glasflaschensammlung liegt ein zerbrochenes Glas, auf dem Pan steht, und du siehst einen Mann mit einer Bocksmaske. Das ist doch geplant.«

Thomas hatte sich etwas erholt. Er hatte nur eine Prellung – nach

allem. Er saß bei Cecil und wünschte, er hätte ihm noch rechtzeitig helfen können. Sein alter Schulfreund lag auf der Couch und schlief. Er atmete flach. Es ging ihm nicht gut. »Arthur, gibt es einen anderen Weg von dem Plateau herunter?«

»Es gibt den Küstenpfad. Das ist eigentlich ein öffentlicher Fußweg, irgendwo steht ein Gittertor. Aber das ist irre. Ich bin ihn einmal gelaufen. Er ist nicht ohne, vor allem bei dem Sturm da draußen. Da fegt es uns glatt ins Meer.«

»Sollen wir es versuchen?«

»Wer denn? Sie vielleicht? Sie zittern immer noch. Shirley ist zu zierlich, Cecil ist fast tot, Ben hat eine Zerrung und dieser Schreiberling ist abgehauen.« Arthur war immer lauter geworden. Cecil wachte kurz auf, röchelte und schlief wieder ein.

»Okay, sehe ich ein«, entgegnete Thomas leise. »Aber wir können nicht hierbleiben. Bis uns einer vermisst, ist es zu spät. Und ich sag's gerne nochmal: Hier rennt ein Irrer mit einem Messer herum, der Cecil und mich umbringen wollte.« Die vier wechselten nervöse Blicke. Die Pause schwebte ungeduldig in der Luft.

»Gehen wir's langsam an!«, begann Ben. »Diese Gestalt, die du gesehen hast, war die eher alt oder jung?«

»Eher jung, meine ich. Sie war ziemlich flink.«

»Okay, dann haben wir bisher also einen Jungen und den Alten, der Shirley im Bad erschreckt hat.«

»Nehmen Sie noch einen Jungen dazu, Ben«, erklärte Arthur. »Nach allem, was wir wissen, könnten es Bryce, Rhett und Todd sein.«

»Okay, sagen wir, es sind zwei Junge und ein Alter. Wir sind drei erwachsene Männer und eine Frau. Wir sind klar in der Überzahl.«

»Die kennen sich doch viel besser aus als wir. Die können sich hier bewegen, als wären wir blind und sie nicht.«

»Schon richtig, aber Ihr Pessimismus bringt uns auch nicht weiter.«

»Ich bin nur realistisch.«

»Dann lassen sie Ihren Realismus kurz daheim, Arthur!«

Der Notar trat einen Schritt auf Ben zu und hob die Hände, er wollte sich rechtfertigen, schwieg aber. Klar hatte er Recht, keine Frage. Wieso sollten sie die Situation nicht realistisch einschätzen wollen? »Was ich meine«, begann Ben etwas ruhiger. »Wir haben Cecil und Thomas auf dem Dach gesehen, vom Turm aus. Wir sind runter und kamen gerade noch rechtzeitig, um Thomas aufzufangen. Da haben wir wirklich Glück gehabt. Und wenn wir noch ein paar weitere Male Glück haben, wer weiß?«

»Ich gebe Arthur Recht«, pflichtete Shirley dem Notar bei. »Wir verschanzen uns hier und warten bis zum Morgen. Irgendwer wird die Explosion schon gehört haben.«

»Ich habe noch einen Vorschlag.« Alle sahen gespannt zu Thomas. »Wir wurden angegriffen, weil wir versucht haben, aus dem Schloss zu entkommen.« Alle nickten. »Wer auch immer hier zugange ist, er will nicht, dass wir das Schlossgelände verlassen. Also könnte es stimmen. Es ist ein Spiel, wir müssen es spielen. Bis zum Ende.«

»Und dann?«, fragte Shirley.

»Wenn wir gewinnen, dann«, erklärte Thomas, »dann kommen wir vielleicht frei.«

»Klingt nach Wunschdenken, Thomas.« Arthur schüttelte den Kopf. »Aber es stimmt schon. Das Rätsel gibt es ja nicht umsonst.«

»Also machen wir weiter?«

»Ja.«

»Und Cecil?«, fragte Shirley. »Wenn wir ihn hier allein lassen, ist er in Gefahr.«

»Bleib du bei ihm, Shirley!«, schlug Ben vor. »Du kennst dich von uns mit erster Hilfe am besten aus. Vielleicht kommt Adrian ja wie-

der zurück. Und wenn ein anderer kommt, dann ...« Er wühlte in dem Berg an Reinigungsmitteln, bekam einen Zerstäuber zu fassen, leerte ihn auf dem Boden aus und füllte das salzsäurehaltige Mittel hinein. »Dann gibst du ihm eine Ladung davon.« Er hielt sich den Ärmel seiner Jacke vor den Mund und sprühte auf das Marmorsims des Kamins. Schon nach wenigen Sekunden fraß das Mittel den Stein an wie eine Raupe ein Blatt Papier. Das geht aber schnell, dachte Ben. »Voll ins Gesicht. Das hält jeden auf.«

»Ich weiß nicht.« Widerwillig nahm Shirley den Zerstäuber an. »Wenn jemand kommt, schreie ich.«

»Tu das!«

Arthur, Thomas und Ben verließen die Bibliothek. In welche Richtung, war ihnen erst mal egal. Im Medizinschränkchen hatte ein Taschenmesser gelegen. Arthur hatte es an sich genommen und zur Vorsicht eine Klinge aufgeschnappt. Das war keine gute Verteidigung gegen ein Fleischmesser, dachte Thomas. Aber es war eine Waffe, immerhin.

Sie kamen an der Glasflaschensammlung vorbei. Ben wollte sehen, ob noch eine weitere Flasche zerstört war. Und tatsächlich. Im zweiten Raum lagen noch mehr Scherben auf dem Boden. Wieder klebte ein schmaler Zettel daran: *Nemesis*.

»Die Rachegöttin«, wusste Thomas. »Er will sich rächen. An wem?«

»An uns wahrscheinlich«, erklärte Arthur. »Bryce ist durchgedreht.« Er klang überzeugt von dieser Tatsache. »Er denkt, er ist Claymore, und er will sich an uns rächen, weil wir uns an seinem Erbe zu schaffen machen. Er ...«

»Aber er hat doch selbst mitgemacht bei dem Betrug«, fiel ihm Ben ins Wort.

»Bryce war nicht mehr ganz in Ordnung, Ben. So oben, meine ich. Manchmal, wenn er von der alten Zeit erzählte, konnte man wirklich meinen, er glaubte, wir sind noch im Krieg. Er war ziemlich verwirrt, hin und wieder.«

»Mir ist da noch eine Idee gekommen«, erklärte Ben, während sie zum Planetarium liefen. »Das Gedicht, das erste, meine ich. Man kann es auch Stufe für Stufe rückwärts lesen.« Er zog einen zusammengefalteten Zettel aus seiner Jacke. »Seht ihr? Lest es von hinten nach vorne!«

*Dann musst du, was da liegt, verwenden
im Herzen des trommelschlagenden Gottes,
wo die Götter ewig kreisen.
Wie gut kannst du Karten lesen,
die nicht das sind, wonach sie aussehen?*

»Ich denke auch, dass es sich dabei um das Marsmodell im Planetarium handelt, das hattet ihr ja bereits vermutet. Ich glaube, dass der Schlüssel hier zu der Konsole passt.« Ja, der Schlüssel, den sie im Turmzimmer gefunden hatten, zusammen mit dem anderen Gedicht. Ben grübelte. Das Zimmer hatte unbenutzt ausgesehen, überall Staub und Spinnweben. Das Kästchen jedoch war sauber, stand also noch nicht lange dort. Die Staubschicht unter dem Kästchen verriet, dass der Raum eine ganze Zeit leer gestanden hatte, bevor es dort platziert worden war. Kein Wunder, dachte Ben. Die Turmstube war schwer zu erreichen und bot nicht viel Platz. Für eine gelegentliche Schriftstellerromantik mochte das ganz reizvoll sein, aber für jemanden wie Claymore sicher nicht. Ben ging davon aus, dass der Alte nur deshalb den Raum aufgesucht hatte, um das Kästchen für sein Rätsel dorthin-

zubringen. Das konnte noch nicht so lange her sein, jedenfalls noch keine zwei Jahre, sonst hätte es zweifellos anders ausgesehen. Warum also hatte der alte Claymore seine Vorrichtungen nicht gleich installiert, nachdem er das Rätsel vor mehreren Jahren verfasst hatte? Hatte er es nicht für nötig befunden und erst vor ein paar Wochen geahnt, dass sein Ende nahte, und demzufolge alles an seinen Platz gebracht? War er dann auf dem Rückweg zu Tode gestürzt? Immerhin, allzu oft dürfte er nicht dort oben gewesen sein. Aber wer brachte dann den Rest der Hinweise an ihre Position, zum Beispiel den Schlüssel in die Hand der Nymphe? Hatte Bryce Donovan das Rätsel seines alten Freundes beendet?

Das Planetarium raubte Thomas den Atem. Eine große, zweiflügelige Saaltür führte in den Kuppelraum. Ein gewaltiger Glasdom, gehalten von Stützstreben, gewährte einen Blick auf den wolkenverhangenen Nachthimmel. Durchsichtige Schleier zogen an der Kuppel hinab. Es war eigenartig still, obwohl der Regen unaufhörlich gegen das Glas prasselte.

Unter dem Dom hing ein kompliziertes Gestell, von dem aus etliche Röhren und Stangen zu den Planetenmodellen führten. Dass die Modelle nicht maßstabsgetreu waren, erkannte Thomas sofort. Jupiter und Saturn hatten im Verhältnis einiges eingebüßt, es ging auch nicht anders, denn sonst wären sie entweder unzumutbar groß oder die anderen Modelle unzumutbar klein geworden – um von der Sonne gar nicht zu sprechen. Dafür waren die Planeten fein texturiert, ihre Oberfläche glänzte. Die Erde war der einzige Planet, der auch einen beweglichen Mond hatte. Eine Treppe schlängelte sich an der Außenwand des Planetariums entlang. An mehreren Plattformen konnte man die Modelle aus der Nähe betrachten, doch Arthur hatte Recht gehabt. Um sich den Mars näher ansehen zu können, musste man das Modell in Bewegung setzen. In der Mitte, direkt unter dem

Sonnenmodell, ragte ein achteckiges Schaltpult aus dem Marmorboden. Arthur, Thomas und Ben schritten ehrfürchtig darauf zu. Die Halle warf ein langes Echo zurück.

Viele Hebel erschwerten die Bedienung, aber Ben hoffte, dass der rote Knopf mit dem Aufdruck *Start* ausreichte, um das Modell in Gang zu setzen. Rechts an der Konsole befand sich das kleine Schloss. Ben steckte den Schlüssel aus dem Turmzimmer hinein und drehte ihn. Überall unter der Kuppel schalteten sich Geräte ein und brummt. Das Licht dämmerte. Die Außenhüllen der Planetenmodelle leuchteten auf. »Wow«, flüsterte Ben. Er warf staunende Blicke auf die Planeten über sich. »Dann wollen wir mal sehen, was passiert, wenn ich Start drücke.« Es klickte. Die Stangen, an denen die Modelle hingen, bewegten sich. Langsam, jedes Modell in einer anderen Geschwindigkeit. Vermutlich hatte jemand alles genau ausgerechnet, dachte Ben. Jede Umlaufzeit, jede Drehung um die eigene Achse, die technisch wahrscheinlich das Anspruchsvollste in der gesamten Anlage war. Dass die Umlaufbahnen der Modelle Kreise waren anstatt Ellipsen, war zu verschmerzen, und auch, dass die Sonne genau im Zentrum dieser Kreise hing. »Jetzt, jetzt können wir ran«, sagte Arthur und zeigte auf den Mars. Thomas beschlich ein unheimliches Gefühl. Die Satellitenschüssel war manipuliert gewesen. Jemand wollte sie alle loswerden. Was, wenn die ganze Modellanlage aus ihrer Halterung fiel?

Ben drückte ein zweites Mal auf Start, und das ratternde Modell erstarb in seiner Bewegung. Sie eilten die Treppe nach oben zu der vorletzten Plattform. Von dort wirkte der gesamte Saal noch weitaus gewaltiger.

Der Mars hing direkt vor ihnen. »Tatsache, da ist ein Hebel«, sagte Arthur siegreich und zog daran. Eine kleine Tür war in das Modell eingelassen. Sie öffnete sich. Was dahinter lag, erinnerte Ben an eine

Art Tresor. Ein Metallkasten, fest in das Modell integriert, und auf der Stirnseite eine vollständige Tastatur mit einem kleinen LC-Display. Er tippte willkürlich auf ein paar Buchstaben: R E D R U M erschien auf der Anzeige. Er drückte auf die Eingabetaste: Die Buchstaben wurden rot und verschwanden. »Hier ist ein Code gefragt.« Er krustelte das Blatt mit dem Gedicht aus der Jackentasche.

*Sie war die Glut in frühester Jugendzeit,
zu heiß für viele. Alle verbrannten sich.
Dann ward sie still und stiller noch, und
nach der Geburt war sie lang erkältet.*

*Und seither trägt sie in ihrem Mutterschoß
die Brut und zieht sie auf und ernähret sie.
Doch als sie älter war, die Brut, da
holte sie aus mit den Kriegsgeräten.*

*Seit Langem liegt sie alt und gebrechlich da,
in ihren Augen zittert das Trauersalz.
Sie liegt im Sterben, kalt und tot, und
doch brennt die Glut tief in ihrem Innern.*

»Können Sie was damit anfangen?«, fragte Arthur. Ben zuckte mit den Schultern. »Also, das Gedicht spricht von einer Person, so viel ist klar. Von einer Frau. Aber von welcher: keine Ahnung.«

»Es muss um eine Mutter gehen«, sagte Thomas. »Die bringt ein Kind zur Welt, und dieses Kind bringt sie dann später um. Das könnte doch wieder was aus der Mythologie sein, was meinst du, Ben? Wie bei den Planeten? Oder der Nymphe?« Oder Pan.

»Gut möglich«, antwortete Ben. »Aber ich kenne nur einen Bruch-

teil der antiken Sagenwelt. Einen sehr kleinen Bruchteil.«

»Das sollte kein Problem sein«, spinn Arthur eine Idee. »In der Bibliothek gibt es mit Sicherheit eine Enzyklopädie oder sowas.«

»Wir wissen doch gar nicht, wen wir suchen«, hielt Thomas dagegen. »Wir können ja nicht blind irgendwelche Bände einer Enzyklopädie durchgehen. Was wir eher brauchen, ist ein Fachlexikon über die antike Sagenwelt. Aber auch das ist noch zu vage.«

»Internet wäre natürlich klasse«, sagte Ben. »Aber Thomas hat Recht: In einem Lexikon über die antike Welt gibt es bestimmt auch einen Artikel über Muttermorde in der Literatur.«

Arthur nickte. Zusammen gingen sie in die Bibliothek zurück. Zu dritt suchten sie die Regalreihen ab. Shirley saß bei Cecil und war eingenickt, den Zerstäuber locker in der rechten Hand. Der Stress war zu viel für sie gewesen. Und nicht nur für sie, dachte Thomas. Obwohl er eine Weile geschlafen hatte, fühlte er sich matt und hätte sich am liebsten auch hingelegt. Aber er wusste, es ging nicht.

Lexika gab es ohne Ende. Sie nahmen zwei Bände über antike Götter und Sagengestalten mit, den vierten Band eines Fachlexikons über die antike Welt und ein paar Einzelausgaben, die interessant schienen. Arthur weckte Shirley. Sie dürfe nicht schlafen, sagte er. Sonst sei sie dem Killer hilflos ausgeliefert.

Vollbepackt brachten sie die Bücher ins Planetarium. Sie beförderten drei Stühle auf die Plattform und machten es sich bequem. Einträge zu Muttermord gab es tatsächlich. Arthur gab Klytemnästra ein. Ein Fehlschlag. Sie versuchten auch einige alternative Schreibweisen. Wieder nichts. Frustriert gingen sie noch ein paar andere Sagengestalten durch, lösten sich sogar von der Bedingung des Muttermordes, doch immer ohne Erfolg. Mist!, schimpfte Thomas in Gedanken. Wir sind dem Kerl hilflos ausgeliefert, wenn wir dieses verfluchte Rätsel nicht lösen. Aber selbst Ben hat die Hoffnung aufgegeben, ich

seh es ihm an. Er verliert den Mut, vor allem weil er weiß, in welcher Situation wir uns befinden. Und Arthur? Der Dreckskerl ist ein Verbündeter in der Not, mehr nicht, eine weitere Hand im Kampf gegen X. Obwohl es ja gar kein Kampf ist. Wir verteidigen uns allenfalls, und das nicht einmal gut.

Thomas' Blick schweifte über die leuchtenden Planetenmodelle. Merkur, der erste Planet, war am dichtesten an der Sonne. Auf seiner Sonnenseite war es unbändig heiß, in der Nacht jedoch fiel die Temperatur eisig ab. Merkur war der Gott des Handels, des großkaufmännischen Handels, des Geldmachens sozusagen. Für kleine Bauern, die ein privates Geschäft abwickeln wollten, galt kein Merkur. Für sie galt Herkules, ein Mann, der sein Wort hielt.

Die Venus als zweiter Planet im Sonnensystem war von der Erde aus mit bloßen Augen erkennbar. Sie war als Abend- oder Morgenstern bekannt und als Göttin sicherlich eine der beliebtesten, denn sie vertrat die weibliche Schönheit und die Liebe, in erster Linie aber die weibliche Schönheit. Geboren wurde sie einst aus dem Schaum des Meeres. Das klang so romantisch, doch wenn man genauer nachfragte, was da so schäumte, wurde es unappetitlich. Aber die gesuchte Göttin war sie nicht, obwohl man sie als heiß bezeichnen konnte, so viel stand fest. Konnte überhaupt eine Göttin gemeint sein?, fragte sich Thomas. Waren Götter nicht unsterblich? Andererseits hieß es auch, dass Götter nicht weinten. Orpheus bewies mit seinem traurigen Klagegesang das Gegenteil.

Die Erde mit ihrer blau-grünen Farbmischung war der dritte Planet, und mit Sicherheit der, über den die Wissenschaft am meisten wusste, von der Entstehung bis heute. Einst war sie eine Wüste aus Feuerseen, Vulkanen und Schwefeldämpfen gewesen (zu heiß für viele). In den Ozeanen hatten sich Algen gebildet, die die Atmosphäre veränderten, dann Einzeller, und bald krochen die ersten Tiere an Land

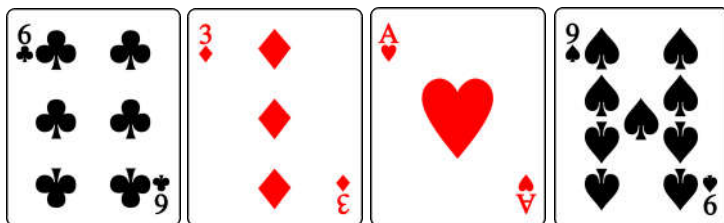
und entwickelten sich weiter. Die tosenden Brände und das Chaos wichen den ersten Zügen der Natur. Wälder und Felder formten sich, gewaltige Gebirge entstanden. Abertausende Tierarten gingen in den Eiszeiten zugrunde (erkältete sich). Irgendwann erblickte der Vormensch das Licht der Welt (die Brut). Die Menschheit hatte eine schwere Zeit, doch fand sie auf der Erde alles, was sie zum Überleben brauchte. Günstigen Umständen und einer Portion Zufall ist es zu verbuchen, dass die Menschen das Sprechen lernten. Mit der Sprache kam der Tausch, mit dem Tausch der Handel, mit dem Handel die Zivilisation. Die Menschheit entwickelte sich weiter (wurde älter) und begann, die Erde auszubeuten, die Wälder abzuholzen (mit den Kriegsgeräten), die Tiere auszurotten, ganze Landstriche einzuebennen für ein bisschen Öl, oder einen schönen Platz zu betonieren für ihre Hotelkomplexe. An vielen Orten war die Erde nur noch ein Trümmerfeld, das Feld einer Schlacht, das sie verloren hatte (alt und gebrechlich). Andernorts schlug sie zurück, überschwemmte das Land mit Fluten, ebnete Städte ein durch gewaltige Beben und löschte Dörfer aus durch die Macht der Vulkane. Auf vielen Inseln krochen Lavaströme über das Land, das Magma bahnte sich einen Weg durch die entstandenen Risse (die Glut im Innern).

Thomas stand auf und schritt zur Konsole. Ben schaute interessiert auf: »Hast du was?«

»Ich glaube, Claymore meint die Erde.« Thomas tippte: E R D E. Eingabe. Rot. Weg. »Hm, vielleicht auch nicht. Mann, ich war so sicher. Es passt alles.«

»Gibt es denn keine Göttin für die Erde?«, fragte Arthur. Thomas nickte, lächelte siegessicher und gab ein: G A I A. Grün. In dem Kasten klickte es. Die Tresortür schwang auf.

Auf einem Silbertablett lagen vier Spielkarten. »Ich frage mich, wann das endet«, seufzte Ben enttäuscht und nahm die Karten vorsichtig in die Hand.



Adrian Somerset hielt sein Handy in der Hand wie ein Peilgerät. Hinter jeder Ecke hoffte er, dass es endlich genügend Empfang hätte, um sich bei einem Betreiber einzuwählen. Doch nichts. Die Leitung war tot, und die Kurzmitteilung stand immer noch unversandt auf der Farbanzeige.

SIND AUF CLAYMORE COUNTY. LEBENSGEFAHR! FLUCHT UNMÖGLICH! RUF DIE POLIZEI! ADRIAN

An: 23001-555-7568199 Kimberly Wong

Wird versandt Verbindung fehlgeschlagen ... neuer Versuch in 15, 14, 13, 12 ...

Keine Chance. Das Schloss lag einfach zu ablegen. Auf keiner Seite des Plateaus schien es auch nur ein Fünkchen Empfang zu geben. Weder hinter dem Gewächshaus, noch im Westen, wo der steile Klippenpfad hinunter zum Meer führte, oder hier, am südlichsten Zipfel, wo das Massiv ebenso jäh hinunterstürzte: Der Empfangsbalken blieb leer. Vielleicht sollte er den Sprung wagen, dachte er. Cecil hatte so einen Fall überlebt, und der war nur in einem Gebüsch ge-

landet. Wenn er es gut träfe, vielleicht wäre er dann noch fit genug, bis nach Willington Lake ... nein, Unsinn! Dummkopf! Das war viel zu weit. Wenn man hier nicht mal Mobilfunk empfing, dann musste es sogar verdammt viel zu weit sein.

Adrian war völlig durchnässt. Da er nicht gewusst hatte, ob sein Handy diese Wassermassen aushielt, hatte er es in eine luftdichte Klarsichthülle gesteckt. Die Knöpfe ließen sich noch gut bedienen. Aber, Himmel!, das war egal, wenn er keine Verbindung zustande brachte.

Kimberly würde ihm bestimmt helfen. Sie würde das nicht für einen schlechten Scherz halten, sie nicht. Adrian schüttelte den Kopf. Jetzt gab es nur noch eine Stelle: die Brücke (oder was von ihr übrig geblieben war). Auf dem Weg zum Brückenansatz passierte er die Südseite des Schlosses. Ein kleiner Holzsteg führte über einen Bach, der anscheinend durch das Schloss selbst verlief. Er wusste, das war Claymore Well, die Frischwasserversorgung auf dem Gut, eine eigene Quelle, die neben dem Rosengarten entsprang, durch die Kellerräume des Schlosses verlief, dann auf der anderen Seite zurück an die Oberfläche trat und schließlich keine zehn Meter weiter in einem natürlichen Tunnel verschwand, der durch das Plateau führte, irgendwo unten wieder herauskam und an der Küste entlangfloss. Wenn er gewusst hätte, wie breit dieser Tunnel war, er hätte es gewagt, durch den Bach nach unten zu schwimmen. Aber wenn es dort keine Luftkammern gab? Wenn der Weg doch weiter war als gedacht? Außerdem: Unter Wasser, völlige Dunkelheit, keine Orientierung. Das mochte er sich nicht vorstellen.

Adrian erreichte die Reste der Brücke. Unruhig glitten seine Blicke über die Anzeige seines Handys. *Wird versandt Verbindung fehlgeschlagen ... neuer Versuch in 15, 14, 13 ...*

Mist!, fluchte er. Jetzt war wirklich jede Hoffnung verloren. Es gab

keine andere Wahl. Sie mussten ausharren. Mindestens, bis es hell wurde. Vielleicht, bis sie das Rätsel gelöst hatten. Oder bis sie den Kerl selbst stellten. Ja, das wäre es doch. Das Schloss war groß, und auch wenn diese Typen zu zweit oder dritt waren, sie konnten nicht überall sein. Was, wenn sie sich in der Küche mit Messern ausstatteten? Wenn sie selbst nach den Geheimgängen suchten? Sie waren zu fünft. Himmel, sie waren in der Überzahl, ganz gleich, wie viel Vorwissen die Kerle hatten. Ja, das ist eine gute Idee, dachte er. Wir gehen in die Offensive. Und wenn die anderen da nicht mitmachten? Pah, sollten sie doch. Dann ginge er eben allein.

Auf dem Weg hinter das Schloss passierte Adrian wieder die Holzbrücke. Kurz lehnte er sich gegen das Geländer und blickte dem Bach nach. Unaufhörlich tropfte Regenwasser aus seinen Haarsträhnen, seine Sicht verschwamm. Ja, Claymore Well, dachte er. Er floss in die Freiheit. Runter von diesem Plateau. An der Küste entlang. Bis nach Willington Lake. Adrian starrte wie gebannt auf sein Handy. *Verbindung fehlgeschlagen. Nächster Versuch in ...*

Adrian warf die Klarsichthülle in den Bach. Als sie in dem Tunnel verschwunden war, ging er weiter.

Das Handy tauchte ab und wurde von der Strömung weitergetragen, hinunter von dem Plateau, immer weiter weg von Claymore County und auf die Lichter der Stadt zu. Kurz nach einem kleinen Waldstück – nahe der Küste – erschien der erste Empfangsbalken auf der Anzeige.

Kimberly Wong duschte, dabei war es nicht mal halb elf, eigentlich ziemlich früh für sie, und es war Freitag, da hatte sie ausgehen wollen, wenn schon nicht mit Adrian (Jungsabend!), dann wenigstens mit ihren Freundinnen. Doch nach der Arbeit hatte sie sich hingesetzt, den Fernseher eingeschaltet, eine Weile zugesehen und dabei die Lust verloren, fortzugehen. Ihre Freundinnen waren jetzt bestimmt schon im Corona Club, dachte sie. Aber auf laute Musik, verschwitzte Tanzflächen und jugendliche Möchtegerns konnte sie heute getrost verzichten.

Sie wärmte eine Lasagne auf, 43 Kalorien auf 100 Gramm, das klang verlockend, aber schmeckte abscheulich; nächstes Mal würde sie doch wieder eine richtige Lasagne nehmen; oder selbst eine machen, ergänzte sie. Aber selbst etwas kochen? Puh, ganz schöner Aufwand. Dabei hatte sie eigentlich genug Stress gehabt in der letzten Zeit. Jeden Tag langweilige Artikel zu schreiben, vor dem Chef zu grinsen, Fotos zu bearbeiten und genervte Interviewpartner zum Reden zu bringen, das war ihr nie so anstrengend vorgekommen wie in den letzten paar Wochen. Sie wusste gar nicht, wieso. Ihr Arbeitstag war nicht länger als der ihrer Freundinnen. Sie war nicht mehr unterwegs, hatte keinen größeren Stress, ja, manche ihrer Tätigkeiten waren sogar ausgesprochen langweilig und eintönig, und trotzdem hatte sie das Gefühl, als hätte sie seit zwanzig Stunden gearbeitet, ohne sich eine Pause zu gönnen, als hätte das Wochenende schon am Donnerstag beginnen können oder am Mittwoch. Sie fühlte sich matt, schwer, lustlos. Ausgebrannt.

Burnout. Mit diesem Gedanken hatte sie bereits gespielt. Vielleicht war ihr Job doch nicht das, was sie eigentlich wollte. Vielleicht war sie einfach nur unzufrieden damit. Dabei hatte alles ganz nett ange-

fangen. Sie hatte ein Praktikum beim Rainbow Inquirer gemacht. Kaffee holen, Kopiertante, das Übliche. Damals hatte sie einen kleinen Artikel schreiben dürfen. Sie bewahrte ihn immer noch auf, in einem Ordner mit ihren persönlichen Erfolgen. Dieser kleine Artikel über das Ergebnis des unterregionalen Fußballclubs war der letzte Beitrag gewesen, den sie abgeheftet hatte. Das hatte sie auch mit dem Bericht über den Müllabfuhrstreik in Willington Lake vorgehabt, der war echt gut gewesen, sie hatte sogar einen kleinen Bonus dafür bekommen, aber irgendwie mochte sie den Artikel nicht. Sie glaubte, er hätte besser sein können. Viel besser. Und spannender.

Nach ihrem Praktikum hatte sie von Dwayne Levinson, dem Chef, das Angebot bekommen, als Redakteur und Grafikdesigner beim Inquirer anzufangen. Sie hatte sofort zugesagt, wohl vor allem deshalb, weil sie damals nicht viele Alternativen gehabt hatte. Ihr Schulabschluss war nur mittelmäßig, für eine Universität reichte er nicht. Sie wusste, die Lage im Land war nicht die beste, und auch ihr Vater hatte gesagt, dass sie den ersten Job nehmen solle, den sie kriegen könne. Genau das hatte sie getan. Sie hatte das Angebot angenommen und die kleine Einliegerwohnung gemietet. Jetzt arbeitete sie seit sechs Jahren beim Inquirer. Am Anfang hatte man sie behandelt, als wäre sie immer noch die Praktikantin, die man ausnutzen und herumkommandieren konnte, aber inzwischen hatte sie sich damit abgefunden. Lang gehegte Gewohnheiten änderten sich nicht so schnell. Da war es besser, sich anzupassen, um nicht unterzugehen. Hatte sie eigentlich mal Besuch gehabt in ihrer Wohnung?

Kimberly zog ihren Ordner der Triumphe aus dem Regal und legte sich in die Couch. Wie ein schwerer Sack versank sie darin. Der Fernseher lief stumm weiter; wenn man genau hinhörte, gab er immer so einen unerträglichen, aber kaum hörbaren Pfeifton ab. Der Praktikumsartikel klebte ganz oben etwas schief auf einem weißen

Blatt Papier. Sie blätterte weiter, aber viel zu blättern gab es nicht. Es waren nur sieben weitere Seiten darin, drei davon Artikel aus einem kleinen Blatt aus Willington Lake, einer aus dem Lesezirkel Nord-west, und drei Stück entstammten aus Buchbesprechungen. Sie hatte vor ein paar Jahren, kurz vor ihrem Praktikum, gerne geschrieben, vor allem Gedichte und Kurzgeschichten. Drei davon waren in Anthologien gelandet. Die Rezensionen waren positiv, aber ihr Name wurde dort nie erwähnt, warum auch, es kannte sie ja keiner. Dann hatte sie dreimal bei einem Literaturwettbewerb in der Stadt mitgemacht und dreimal gewonnen, einmal den dritten, einmal den zweiten und das letzte Mal sogar den ersten Platz. Von vielen Leuten hatte sie positive Resonanzen bekommen. Damals hatte sie angefangen, einen kurzen Roman zu schreiben. Die ersten zehn Seiten waren kein Problem gewesen, doch das Praktikum hatte ihr kaum Zeit gelassen, acht Stunden am Tag, und abends war sie meistens zu müde gewesen, um noch daran zu arbeiten. Als sie endlich fest angestellt war, hoffte sie, ab und an weiterschreiben und über die Zeitung vielleicht sogar ein paar Kontakte zu Verlagen knüpfen zu können. Sie hatte die zehn Seiten kein einziges Mal mehr angesehen. Sie lagen ganz unten in einer Schublade, damals hatte sie noch, ganz Schriftsteller, mit Schreibmaschine geschrieben. Ja, endlich mal wieder schreiben, das wäre was. Aber würde das heißen, den Job aufgeben zu müssen? Ihr Gehalt reichte gut für sie und ihre kleine Wohnung, aber was, wenn sie plötzlich ohne Arbeit dastünde? Wie sollte sie sich finanzieren? Sollte sie wieder bei ihren Eltern einziehen, wenn auch nur kurz, um neu Fuß fassen zu können? Was würden die dazu sagen?

Mit diesen Gedanken legte Kimberly den Ordner zurück in den Schrank, schaltete den Fernsehton wieder ein und stellte sich unter die Dusche. Sie drehte das Wasser auf kalt. Die Tür zum kleinen Badezimmer stand offen, der Privatsender zeigte Comedy. Zweitklassi-

ge Unterhalter zogen über die Ereignisse der vergangenen Woche her. Das Publikum lachte auf Kommando. Dann kamen Nachrichten.

Den Klingelton ihres Handys hörte sie deutlich von der Dusche aus, die ersten vier Takte von *Mary Had A Little Lamb*. Eine Kurznachricht, dachte sie. Sie stellte das Wasser ab (wie lange hatte sie eigentlich geduscht?). Langsam zog sie den Vorhang beiseite und stieg aus der Kabine. Minutenlang stand sie im Badezimmer und glotzte auf das Muster an den Wandfliesen. Sie zog das Badetuch vom Haken und wickelte sich ein. Der Boden unter ihr war schon ganz nass. Sie trocknete sich nicht ab und legte sich auf die Couch. Die Halogenlampen warfen seltsame Muster an die Wand. Farben. Ihre Decke sah ganz schön eigenartig aus, fand sie. Ihr nackter Körper wirkte in dem Licht bleich und ungesund, sie musste abgenommen haben in den letzten Wochen, an den Seiten zeichneten sich Rippen ab, oder was sollte das sonst sein? Dabei hatte sie doch jeden Tag regelmäßig gegessen, hatte sie doch, oder? Was hatte sie gestern gegessen? Die Sekunden verstrichen träge. Ihr Blick wanderte auf die Plastischale mit der Lasagne. Das meiste davon klebte noch darin und war schon kalt. Für einen kurzen Augenblick entzündete sich der Gedanke in ihr, dass sie irgendetwas ändern musste. Einen Einschnitt musste es geben. So bald wie möglich.

Der Einschnitt kam schnell.

Das Handy lag auf dem Wohnzimmertisch. Ach ja, die Kurznachricht. Bestimmt eine ihrer Freundinnen. Sie griff danach und blätterte auf die neueste Meldung. Als sie Adrians Nummer sah, erschien ein Lächeln auf ihren Lippen. Als sie den Text las, erschauerte sie.

Jetzt saßen sie wieder alle in der Bibliothek, auch Adrian war zurückgekommen. Cecil schlief immer noch, aber vielleicht war das besser so. Er atmete regelmäßig, doch Thomas wusste nicht, wie lan-

ge noch, wenn sie nicht bald von diesem Plateau herunterkämen und einen Notarzt rufen konnten. Und dieses Scheißrätsel schien kein Ende zu nehmen. Sie brüteten über den Spielkarten, das heißt, Ben tat das, doch ihm schienen drei Fragezeichen ins Gesicht geschrieben zu sein. Arthur und Shirley glotzten nur auf den Tisch, in Gedanken waren sie meilenweit weg. Und Adrian? Der zitterte nervös mit den Beinen.

»Es sind Spielkarten, soviel ist klar«, erklärte Arthur mutlos. »Eine Pik-Neun, ein Herz-Ass, eine Karo-Drei und eine Kreuz-Sechs. In welcher Reihenfolge auch immer.«

»Aber gleichzeitig«, erklärte Ben, »sind sie nicht das, wonach sie aussehen. Dem Rätsel zufolge.«

»Leute, wollt ihr euch wirklich zum Deppen machen hier?« Adrian war aufgestanden. Er wurde laut und klang panisch (Pan!, dachte Thomas). Es war die gleiche Angst, die auch in den anderen brütete. »Glaubt ihr echt, wenn ihr das Rätsel löst, kommen wir hier raus? Ihr seid doch behindert.«

»Jetzt halt mal die Klappe, Adrian!«, fauchte Shirley leise. Thomas war aufgestanden und drängte Adrian, sich hinzusetzen und abzukühlen. »Ich brauch einen Drink«, sagte er dann. »Ich glaube nicht«, warf Ben ein, »dass wir hier rauskommen, indem wir uns besaufen.« Thomas nickte, doch im selben Moment fiel ihm ein, dass Ben vorhin selbst zwei Gin getrunken hatte. »Aber in gewisser Hinsicht muss ich dir leider Recht geben. Wir kommen auch nicht weiter, wenn wir ewig über diesen blöden Karten brüten. Wir brauchen einen Arzt, wir können die Sache definitiv nicht aussitzen.«

»Was sollen wir machen?«, fragte Arthur sachlich.

»Wenn wir annehmen, dass Shirley hierbleibt, um auf Cecil aufzupassen«, Ben zählte die Personen demonstrativ mit dem Finger ab, »dann sind wir zu viert. Vier gegen – sagen wir mal drei, wobei einer

davon ein alter Mann ist. Unsere Position ist nicht schlecht. Also, nicht *so* schlecht.«

»Sie meinen also, wir sollen gemeinsam durch das Schloss ziehen und nach dem Hauptquartier suchen?«

»Nein, ich meine, wir sollten uns aufteilen.«

»Allein sind wir zu angreifbar.«

»Aber sie können uns nicht alle auf einmal erledigen.«

»Stimmen wir ab! Wer ist dafür, wir gehen geschlossen weiter?« Arthur und Thomas hoben die Hand. »Und getrennt?« Adrian und Ben meldeten sich.

»Und wer ist dafür, wir bleiben alle hier und warten bis morgen?« Shirleys Stimme zitterte. Zögerlich hob sie die Hand. Thomas warf ihr einen mitleidigen Blick zu. Shirley war nervlich am Ende, merkte er, und das wunderte ihn überhaupt nicht. Immerhin säße sie alleine hier in der Bibliothek, während die anderen durch das Schloss tiger-ten. Hier war sie ungeschützt, aber durch den großen, übersichtlichen Raum auch am sichersten vor einem heimlichen Attentäter. Vielleicht wäre es am besten, wenn er hier in der Bibliothek bliebe und die Stellung hielt. Zu dumm, dass er den Schürhaken weggeworfen hatte. Er brauchte eine andere Waffe.

»Unentschieden«, sagte Arthur. »Hm, nein«, wandte Thomas plötzlich ein. »Ich entscheide mich um. Wir trennen uns.« Arthur schluckte kurz, sein Adamsapfel pulsierte, dann nickte er entschlossen. »Also gut«, stammelte er. »Trotzdem schlage ich vor, wir treffen uns in spätestens einer Stunde wieder hier. Das ist um etwa halb Zwölf. Einverstanden?« Alle nickten. »Es ist besser, wenn wir nach Plan vorgehen. Wir brauchen Waffen. Ich gehe in die Küche und hole mir ein paar Messer.«

»Ich durchsuche die Gärtnerei«, sagte Ben. »Da gibt es hundertpro eine Hacke oder sowas.«

»Arthur, gibt es ein Jagdzimmer?«, fragte Thomas. »Mit Gewehren?«

»Das gibt's. Unten neben dem Spielkasino. Da hängen Gewehre, aber ich weiß nicht, ob es auch Munition dafür gibt. Oder ob die Waffen noch was taugen.«

»Ich versuche es trotzdem. Und du, Adrian?«

»Ich suche nach Geheimgängen. Hier gibt es bestimmt Dutzende.«

Die vier verglichen die Uhren und gingen in verschiedene Richtungen davon. Shirley blieb mit Cecil zurück.

Ben fand den Haupteingang des Schlosses ohne Probleme. Die Gärtnerei lag hinten im Garten, wusste er. Er fixierte die Tür mit einem Holzkeil, dabei hatte er eigentlich alle Schlüssel dabei.

Der Regen hatte etwas nachgelassen. Stattdessen zogen nun erste Nebelschleier über den Boden. Ben schritt bis an den Rand des Plateaus, immer vorsichtig, um nicht auf der matschigen Erde auszurutschen und die Felsen hinabzustürzen. Der Tannenwald lag im Mondlicht, doch nur die Spitzen schauten wie kleine, schroffe Inseln aus dem Nebelmeer empor. Romantik pur!, dachte Ben und lächelte bitter. Als er sich umwandte und auf die Gärtnerei zuschritt, verfinsterte sich sein Blick. Er fragte sich, ob er in dieser Nacht noch dazu käme, jemanden töten zu müssen. Diesen Gedanken hatte er noch niemals gehabt, nicht einmal damals. Jemanden töten? Das käme für ihn einfach nicht in Frage. Doch dann dachte er an das, was Thomas erzählt hatte. Der Bocksmann oben auf dem Dachboden. Mit einem Messer in der Hand. Wenn es um sein Leben ginge, würde er es dann tun? Könnte er es? Könnte er es, selbst wenn er wüsste, jemand hätte es verdient, und er müsste nur „Halt!“ sagen, um es zu verhindern? Er schüttelte energisch den Kopf, jedoch mehr, um den Gedanken zu verschrecken als ihn zu beantworten.

Ein Eisenzaun grenzte die Gärtnerei ein, ein Gittertor versperrte den Weg. Ben rüttelte daran, doch nichts tat sich. Er kramte in seiner Jacke nach den Schlüsseln und nahm sie alle in die Hand. Der große verschnörkelte vielleicht, der mit den Schlangen? Nein, der passte nicht, das Schloss war zu klein und zu neu. Er probierte ein wenig herum, und bald schnappte das Schloss auf. Quietschend schwenkte das Tor nach innen.

Es regnete nicht mehr. Überall tropfte Wasser von den Bäumen. Immer wenn er seine Fußtritte im Matsch hörte, meinte er, sie doppelt zu hören und sah sich ängstlich um. Jetzt komm mal runter!, ermahnte er sich in Gedanken. Er schüttelte den Kopf, nahm sich zusammen und öffnete die Tür zum Schuppen, der an das Gewächshaus anschloss.

Ein widerlicher Knoblauchgeruch hatte sich in dem engen Raum breitgemacht. Ben ließ die Tür ein paar Sekunden offen, um auszulüften, doch es brachte nicht viel. Er zog an einer Schnur. Sie ließ die Glühbirne, die von der Decke hing und nun wild baumelte, hell aufflammen. Die Schatten tanzten.

Der Schuppen beherbergte einiges. Gegen den Uhrzeigersinn arbeitete sich Ben durch das Gerümpel. Er war sich sicher, hier hatte seit Jahren niemand mehr aufgeräumt. Immer wenn jemand etwas gebraucht hatte, war er hergekommen, hatte es aus dem Unrat gezogen, alles noch mehr in Unordnung gebracht und es dann später wieder achtlos zurückgelegt, so sah es aus. Eine Schubkarre lehnte kopfüber an der Wand. Die nehme ich, dachte er und stellte sie in die Mitte des Raumes. Zwei Spitzhacken landeten darin; sie hatten an der Wand gehangen. Er überlegte sich, Schaufeln mitzunehmen. Was war besser als Waffe, eine Hacke oder eine Schaufel? Er entschied sich um, legte eine Hacke wieder zurück und lud dafür noch zwei Schaufeln in die Karre. Ja, ganz klar, Schaufeln waren besser. Ein ganzer Wand-

schränk voller Samen und Körner interessierte ihn nicht. Dann gab es Pestizide in Druckluftflaschen: Auf einer der Flaschen stand verwittert *Parathion*. Das dürfte eine ziemlich durchschlagende Wirkung haben, dachte er, doch die Flaschen erwiesen sich als zu schwer, also ließ er sie stehen. Leuchtstofflampen konnten auch nicht schaden. Wer wusste, durch welche Gänge sie heute noch schleichen würden? Andererseits, die hingen am Kabel, das brachte nicht viel. Weg damit! Für Muttererde hatte er keine Verwendung. Das letzte, was ihn interessierte, war eine Gartenkralle. Die war vorne schön spitz. Er durchforstete noch ein paar Minuten die kleineren Schränke, doch irgendwann wurde ihm der Knoblauchgeruch zu widerwärtig. Er zog die Schubkarre nach draußen und machte sich auf den Rückweg.

Abwärts!, dachte Thomas. Hier jetzt abwärts. Arthur hatte ihm eine grobe Wegbeschreibung gegeben, doch bei so vielen Gängen konnte selbst einer, der glaubte, sich auszukennen, danebenliegen. Ein paar Male war er falsch gelaufen und in Sackgassen geendet, doch jetzt hatte er den Keller erreicht. Vor ihm lag das Spielcasino. Thomas pffiff aus Bewunderung. Der alte Claymore hatte offensichtlich nicht gegeizt. Thomas war nur ein einziges Mal in einem Spielclub gewesen, das war noch als Student, aber der hatte schäbig ausgesehen im Vergleich hierzu. Wie gerne hätte er jetzt eine Runde gespielt: Poker (Spielkarten?), Roulette. Doch er vertrieb den Gedanken und entsann sich, weshalb er hier war. Das Jagdzimmer. Es musste gleich nebenan liegen.

Die toten, ausgestopften Köpfe von Hirschen, Elchen, Bären und Ebern starrten ihn an. Thomas fühlte sich unwohl und beobachtet – wie in der Bibliothek von den Ahnenbildern. Doch hier war es noch penetranter, denn es waren echte Blicke. Im Augenwinkel sah er, wie sich ihm einer der Tierköpfe zuwandte, doch als er sich umdrehte,

starrte die Trophäe tot in den Raum. Sie waren auf allen Seiten. Er konnte es spüren. Hinter ihm bleckten die wesenlosen Fratzen die Zähne und reckten sich, streckten ihre verkrampften Hälse unnatürlich in die Länge, waren schon ganz nah, heißer Atem blies aus den Nüstern, sie versuchten, ihm mit ihren Geweihen, mit ihren Hauern und Tatzen den Körper aufzureißen. Er ballte die Fäuste. Alles war still.

In einer großen Vitrine schlich ein feuerroter Fuchs listig an ein Huhn heran. In einem anderen, detailliert ausgestalteten Glaskasten stand ein Bock auf einer saftigen Wiese und graste. Pan!, dachte Thomas. Verflucht, er brachte diesen verdammten Pan nicht mehr aus seinem Kopf. Diese scheußliche Maske, das Messer, die Sekunden der Entscheidung. Das alles musste ein Ende finden. Er brauchte Ruhe. (Pan lauert im Gebüsch.)

Ein Vitrinenschrank aus Kirschholz erweckte sein Interesse und lenkte ihn von all den toten Augen ab. Fünf Gewehre steckten hochkant in Halterungen. Metallplättchen wiesen auf den Fabrikanten, die Bezeichnung und das Alter hin. Die Repetiergewehre waren fast neu, garantiert keine Überbleibsel vergangener Claymore-Generationen. Mit diesen Gewehren hätte man an jedem modernen Jagdsportwettkampf teilnehmen können.

Thomas schluckte, als er die sechste Halterung sah. Sie war leer.

Hoffentlich hat sich der alte Claymore nicht an die Vorschriften zur sicheren Verwahrung von Schusswaffen gehalten, hoffte Thomas. Das hatte er nicht, zum Glück! Die Schranktür ging einfach auf. Kein Schloss, keine Sicherung. Thomas löste alle fünf Gewehre aus der Halterung. Je mehr, desto besser, dachte er. Munitionsschachteln fand er in den Schubladen unter der Vitrine. Er stopfte so viele er konnte in seine Hose und die Jackentaschen. Die Gewehre nahm er unter den Arm. Sie waren schwer und sperrig, aber bis zur Bibliothek

war es nicht weit.

Thomas verließ das Jagdzimmer. Tausend tote Augen starrten ihm hinterher.

Bald hatten Arthur, Thomas und Ben Messer, Schusswaffen und Geräte in der Bibliothek zusammengetragen. Sie luden die Flinten durch und legten sie schussbereit auf den runden Konferenztisch. Arthur hatte ein Beil und mehrere Fleischmesser aus der Küche geholt. Zum Test sägte er die Kante des Tisches an. Die Klingen waren scharf. Thomas erkannte die Griffe. Pan hatte auch so ein Messer in der Hand gehalten.

Ben schulterte eine Schaufel. »Gewehre sind nichts für mich«, sagte er. Auch die Messer ließ er links liegen. Vielleicht hatte er sich die Schaufel ausgesucht, dachte er, weil sie am wenigsten einer Waffe ähnelte, aber wenn es darauf ankäme, stellte ihr dünnes Blatt keine unerhebliche Gefahr dar, und der Stiel war lang genug, um jeden Messerstecher auf Distanz zu halten. Ben nickte und verschwand.

Arthur steckte eine Patronenschachtel in die Hosentasche, schnappte sich ein Gewehr und verließ die Bibliothek in eine andere Richtung. Thomas blieb. »Gehst du nicht, Thomas?«, fragte Shirley, aber es klang eher nach einer Bitte als nach einer Frage. Thomas schüttelte den Kopf und griff zielstrebig nach einer Hacke. »Ich werde hier ein bisschen aufräumen«, sagte er. Ja, das würde er. Diese Bilder rings um den Kamin machten ihn irre. Die Blicke. Etwas stimmte damit nicht. Mit der Hacke fegte Thomas die Porträts von den Nägeln. Er stieg auf einen Stuhl und riss selbst das große Wintergemälde aus seiner Verankerung. Polternd schlug es auf dem Boden auf. Bald war die Wand über dem Kamin kahl, und von den Bildern zeugten nur noch die hellen Flecken auf der violetten Tapete. Thomas untersuchte die Stellen – und lächelte. Tatsächlich befand sich hinter

einem der Bilder ein Guckloch, ganz klein nur, aber groß genug, um von einem geheimen Gang aus alles mitbekommen zu können, was in der Bibliothek gesprochen und getan wurde. Thomas durchwühlte das Chaos auf dem Boden nach dem Bild, das dort gehangen hatte. Das linke Auge des alten Claymore-Grafen blickte tot in den Raum. Er war die längste Zeit ein Spion gewesen, dachte Thomas und schleuderte das geschminkte Gesicht ins Kaminfeuer. Es glühte, knisterte, brannte. Nach wenigen Minuten war es Asche. Dann holte er aus und wuchtete die Spitze der Hacke in die Tapete. Wieder. Und wieder. Die Wand war hier nicht dick, er drang schon bis in den Hohlraum dahinter durch. Bald hatte er ein faustgroßes Loch hineingeschlagen. Er schlug mit der Stirnseite der Hacke darauf ein. Der Putz bröckelte auf den Teppichboden. Nach einer Viertelstunde hatte er einen Spalt freigelegt, der breit genug war, um hindurchzuschlüpfen. Erschöpft schleuderte er die Hacke gegen die Wand und ließ sich in einen Sessel sinken. Er schwitzte, atmete schwer. Sein Herz war auf Hundertachtzig.

Shirley brachte ihm ein Glas Wasser, das er in einem Zug leerte. Dann setzte sie sich wieder auf den Rand der Couch, auf der Cecil lag. Er schlief. Hoffentlich hält er durch, dachte Thomas. »Und du hast nichts von der ganzen Sache gewusst?«, fragte er. Shirley schüttelte den Kopf. »Er hat mir gesagt, dieser Mr. Donovan hätte das Schloss geerbt. Er hat mich sonst nie angelogen.«

»Verlässt du ihn, wenn wir hier raus sind?«

»Ich glaube irgendwie nicht mehr, dass wir hier rauskommen.« Sie lächelte schief und schwieg eine Weile. »Ich fahre zu einer Freundin. In eine andere Stadt. Ich denke, ich muss in Ruhe über die Sache nachdenken.«

»Ähm, sag mal ...«

»Ja?«

»Wie lange kennt ihr euch schon?«

»Wir sind seit drei Jahren zusammen. Wir haben uns bei der Zeitung kennengelernt. Es war etwas schwierig am Anfang. Mein Vater ist Cecils Chef. Die halbe Abteilung glaubt deshalb, mein Vater würde Cecil meinetwegen bevorzugen.«

»Ah! Deshalb mag Adrian ihn nicht.«

»Ja. Er glaubt, Cecil hätte schon längst gefeuert werden sollen, weil er nie vernünftige Artikel zustande bringt.«

»Die nächste Frage ist etwas heikel. Darf ich sie trotzdem stellen?«

»Sofern ich sie nicht beantworten muss.«

»Niemand muss.«

»Dann sag!«

»Ich hab mich vorhin mit Ben schon drüber unterhalten. Cecil, Arthur und dieser Mr. Donovan hatten also den Plan ausgeheckt, das Testament zu fälschen, um das Schloss für sich zu beanspruchen.«

»Ich weiß, was du fragen willst. Du willst wissen, ob ich mir vorstellen kann, dass die drei beim Tod des alten Claymore – etwas nachgeholfen haben.«

»Nun ... ja.«

»Ich weiß genauso wenig wie du, Thomas, und ich habe mir die Frage vorhin auch schon gestellt. Also, wenn da irgendwas gelaufen ist, dann bestimmt nicht von Cecil aus. Diesen Bryce kenne ich nicht, und Arthur traue ich das ohne Weiteres zu, irgendwie. Cecil war schon immer ein bisschen der Mitläufer. Er schwimmt gerne im Fahrwasser. Habt ihr einen Verdacht?«

»Nein. Ben meint, die Unfallstelle ist blitzblank geputzt. Es müsste aber irgendwelche Reste in den Rillen geben, wenn die Kugel erst heruntergefallen wäre, als Claymore sich darauf abstützen wollte. Ben hat ja davon erzählt. Wir tendieren also eher zu nein.«

»Aber?«

»Ich frage mich, wieso dieser Donovan erst gemeinsame Sache mit ihnen macht und jetzt plötzlich so eine Show abzieht. Ist doch bekloppt.«

»Wie gesagt, ich kannte ihn nicht. Cecil hat ihn auch nie groß erwähnt. Aber Arthur sagte ja, dass Bryce ein bisschen komisch im Kopf ist.«

»Das würde ich an seiner Stelle auch sagen. Es sind immer die anderen, die verrückt sind.«

Sie schwiegen. Thomas trank noch ein Glas Wasser. Dann steckte er ein Messer in seinen Gürtel, griff nach der Spitzhacke und wandte sich Shirley zu. »Soll ich hierbleiben, Shirley?« Er klang besorgt. Shirley dachte kurz nach und sagte: »Nein, geh nur!«, aber sie meinte »Ja, bitte, bleib!« Thomas schluckte und nickte dem Mädchen zu. Dann kletterte er in den schwarzen, gähnenden Riss.

Er läuft durch die Wand, dachte Shirley. Sie hatte Angst.

Langsam schritt Ben durch die Gänge, die Schaufel über die Schulter gelegt, um jederzeit zuschlagen zu können. Er war auf dem Weg zum Foyer. Er würde auf die Galerie steigen, überlegte er sich, und von dort aus die einzelnen Zimmer abklappern.

Als er den Mann zu seiner Linken bemerkte, schrak er zusammen, zückte die Schaufel und schlug zu. Ein greller Ton hallte durch den Gang, als das Blatt aufkam und den Stiel zum Vibrieren brachte. Bens Hände zitterten, fast hätte er die Schaufel fallengelassen. Er stand sich selbst gegenüber. Die Kante des Blattes war dort eingeschlagen, wo ihm seine weit aufgerissenen Augen entgegenstarrten. Das Glas hatte einen dicken Sprung bekommen. Langsam löste er die Schaufel vom Spiegel. Ein paar Scherben prasselten auf den Teppichboden. Sein Brustkorb bebte. Der Spiegel!, dachte er, verdammt, nur der Spiegel! Er hatte ihn vorhin schon bewundert, nachdem sie

angekommen waren, vor allem sein glattpoliertes Glas, das wie ein Durchgang schien. Und den Rahmen, breit und schwer, mit Hunderten von Schlangen, die sich verknöteten und sich gegenseitig auffraßen und wieder ausspuckten, der Kreislauf des Lebens. Schlangen, die sich auffraßen. Die gab es noch anderswo, fiel es Ben ein. Seine Hand zitterte, als er in die Jackentasche griff und den kupfernen Schlüssel hervorholte. Er lag schwer in der Hand. Ben hielt ihn zur Probe an den Rahmen des Spiegels. Ja, eindeutig. Es waren die gleichen Schlangen. Offenbar stammten Schlüssel und Rahmen vom selben Schmied. Vielleicht hatte irgendeiner der Claymores einen Schlangentick gehabt und diese Mistviecher überall eingebaut. Oder vielleicht ...

Ben suchte die rechte Seite des Rahmens ab. Seine Finger streiften die kalte Haut der Reptilien. Die eingravierten Schuppen hinterließen ein angenehm raues Gefühl auf seiner Haut. Etwa in der Mitte ertastete er zwischen zwei Schlangenleibern eine Aussparung. Einen Versuch war es wert. Ben steckte den Schlüssel hinein. Bis zum Anschlag. Vorsichtig drehte er nach links. *Klack*. Bens ängstliches Ebenbild schwebte zur Seite weg, als der große Spiegel langsam aufschwang. Die Scharniere quietschten wie Nägel auf Schiefertafeln. Bens Nackenhaare stellten sich auf, sein Hinterkopf vibrierte. Er schüttelte sich.

Hinter dem Spiegel führte eine Treppe hinab ins Dunkel. Ein Lichtschalter klebte am Rand, Kabelbahnen führten nach unten. Ben legte den Schalter um, unten sprangen Leuchtstoffröhren an. Der Keller!, dachte Ben. Von oben konnte man nicht viel sehen, nur die unebenen Stufen und den dreckigen Steinboden ganz unten.

Ben stand bestimmt fünf Minuten vor dem Treppenabgang, bis er sich entschloss, nach unten zu steigen. Neben dem Spiegel thronte eine Vase auf einem Marmorpodest. Er kippte die Vase um, sie zer-

splitterte auf dem Boden. Dann wuchtete er das Podest vor den Spiegel. Gut, es war schwer genug, dass er nicht plötzlich zufile. Zur Sicherheit nahm er den Schlüssel wieder an sich und überprüfte, ob der Rucksack noch auf seinem Rücken saß. Die Taschenlampe, erinnerte er sich. Er hatte auch Ersatzbatterien dabei. Unwillkürlich musste er an die Kerzen denken, von denen Thomas gesprochen hatte. In Gedanken lachte er. Kerzen hatte er in diesem verfluchten Schloss noch nicht gesehen.

Vorsichtig begann er den Abstieg und stützte sich dabei mit den Armen an der Decke ab. Er musste den Kopf einziehen. Es wurde wärmer. Der Brenner, dachte er. Da unten musste die Heizungsanlage sein.

Irgendwo brummte es.

23:00 Uhr

Es gab nur zwei Leuchtstoffröhren für den gesamten Keller. Die Ecken lagen in Schatten, und auch sonst musste man ziemlich gute Augen haben, um sich hier unten zurechtzufinden. Es war feucht. An die zwanzig Wäscheständer standen kreuz und quer und versperrten Ben den Weg. Er klappte sie zusammen und lehnte sie an die Wand. Sie klirrten dumpf. Während er sich den Weg durch den Keller bahnte, wurde ihm klar, dass das Brummen nicht von der Heizungsanlage kam, sondern von etwas anderem. Es stoppte, als müsste es Atem holen, dann brummte es wieder. Ben schritt weiter in den Keller hinein. Hinter einem schmalen Durchgang lag ein weiterer Raum, von dem wiederum mehrere Gänge abzweigten. Ben fragte sich, wie weit der Keller reichen mochte. Es roch nach Spülmitteln, aber der Geruch hatte einen beißenden Unterton.

Rechts in der Ecke stand die Höllenmaschine, der Brenner, feuer-

rot, der Lack an manchen Stellen abgeblättert. Matt schimmernde Rohre führten an der Decke entlang und verschwanden in Schächten. Über einer dunklen Ecke hinter der Anlage klaffte ein großes Loch in der Wand. Eine Metallrutsche führte tief in das Gemäuer hinein. Der Wäscheschacht. Eine riesige Spinne saß am Rand des Schattens auf dem Boden und rührte sich nicht. Ben schreckte kurz auf und atmete durch. Er ekelte sich vor Spinnen.

Neben dem Brenner war ein grün verfärbtes Becken in die Wand eingelassen. Mehrere dünne Metallrohre endeten in Wasserhähnen. Der Haupthahn tropfte etwas. Neben dem Becken hing ein Feuerlöscher an einer Aufhängung. *CO₂-Löcher*, las Ben.

Das Brummen stoppte wieder, und jetzt erkannte Ben, was es war. Eine Reihe von fünf Waschmaschinen stand an der gegenüberliegenden Wand. In der vorletzten begann die Trommel, sich wieder zu drehen. Die Plastikflaschen auf der Ablage klapperten. Das Bild einer laufenden Waschmaschine erschien ihm so alltäglich. Der Schauer kam erst mit den Fragen: Warum läuft sie? Wer hat sie eingeschaltet? Was wäscht sie?

Als die Trommel abermals erstummte, kam Ben die Stille unheimlich vor. Er drückte ein paar Knöpfe an der Maschine, um sie auszu-schalten. Er ging in die Hocke und warf einen Blick durch die Schei-be. Drinnen war es dunkel. Seine Hand wanderte zum Griff, er atme-te tief ein und zog daran. Die Klappe schnappte auf. Als ihm ein Schwall schäumenden Wassers entgegenkam, sprang er zurück und hielt die Schaufel zur Abwehr vor sich. Rauschen, dann Stille. Die Pfüte breitete sich aus. Wasser rann in Bahnen über den staubigen Boden (Schlangen?). Als sie Bens Schuhe erreichten, wich er zurück. Er beruhigte sich nur langsam. Zögerlich schritt er vor die Wäsche-trommel. Ging in die Hocke. Spähte hinein.

Das Spülwasser in der Trommel schwappte noch. Da ist nichts drin, dachte er, mach die Tür wieder zu! Die Haare kommen von den ganzen Spülgängen, die waren schon immer da drin. Etwas trieb unter dem Schaum, ach was, nur Haare, sonst nichts, die Augen hast du dir eingebildet, Ben. Da ist nichts (aber was schaut dich dann da an, Ben? An was musst du jetzt denken? Sag's mir! Nur raus mit der Sprache, gib's zu! Musst du nicht an deine Oma denken, Ben? An ihren Blick, als sie zu Hause auf dem breiten Bett ihren letzten Atemzug tat und dann an die Decke starrte mit leeren Augen, als es plötzlich so still wurde in dem Zimmer. So still ist es nur im Zimmer eines Toten, Ben. Und die Waschmaschine lief im Hintergrund, weil sie immer läuft und auf den Tod keine Rücksicht nimmt. Und als du ihr den Spiegel über den Mund hieltest und er ganz klar blieb, da wurde es noch stiller, und als du den Spiegel wegziehen wolltest, da hat sie dich angesehen, du hast es gesehen in der Reflexion, gib's zu! Sie hat dich direkt angesehen, und mit ihrem Blick hat sie gesagt, wieso hast du mir nicht geholfen, Ben, wo es mir doch so schlecht ging? Du hast auch später, als sie schon lange fort war, immer wenn du im Keller warst, um dir was zu trinken zu holen, da hast du sie wimmern hören aus ihrem Zimmer, wie in ihren letzten, schmerzhaften Tagen, und du standest im Türrahmen, das dunkle Zimmer vor dir, und als du das Licht anschaltest, meinstest du, sie liegt da noch immer im Bett, gib's zu! Aber dann war sie weg, das Zimmer war ausgeräumt mitsamt allen Erinnerungen, und du hast sie niemals mehr gehört, Ben, denn sie war nur noch Asche, und ihre Urne stand im Dunkeln verschlossen in der obersten Reihe der Kolumbarien, aber den Blick, den konntest du doch nie vergessen), aber dieser Gedanke half nicht. Bens Hand verkrampfte sich, als er in die graue Brühe fasste. Er ignorierte das Haar, das um seine Finger floss, er packte zu und riss das Ding aus der Trommel.

Das Gesicht hing schlapp und seltsam zerflossen im Griff seiner Finger nach unten, die Haare tropften, und die Tropfen schlugen Wellen in der staubigen Pfütze. Obwohl das Gesicht leer war, starrte der Bock grausam entstellt in den Raum, fixierte Ben, zog eine finstere, unwirkliche Fratze. Angewidert schleuderte Ben die Pansmaske von sich. Sie klatschte an die Wand, Wasser spritzte durch den Raum. Mit einem schlüpfenden Geräusch löste sie sich vom Putz und sackte zu Boden. Pans zermanschartes Gesicht lachte. Ben wurde schwindlig.

Kimberly Wong hatte minutenlang still dagesessen und überlegt, ob sie die Polizei verständigen sollte. Immer wieder hatte sie die Kurznachricht auf ihrem Handy durchgelesen, hatte gehofft, es käme noch eine zweite Nachricht mit der Botschaft: *Ach was, war nur ein Spaß, komm doch mit rüber zum Pokern!* Doch so eine Nachricht kam nicht. Sie rief die Polizei an.

Sie sprach aufgeregt und zusammenhangslos in den Hörer. Die Frau in der Notrufzentrale bat sie, sich doch zu beruhigen. Sie wurde ruhiger und erklärte, was vorgefallen war, erwähnte Adrian Somerset und den Jungsabend, las die Kurznachricht vor und beteuerte, dass sie nicht wisse, wieso Adrian auf Claymore County sein sollte. Die Frau versprach, jemanden hochzuschicken und nachzusehen, aber das Techno-Konzert in der Eisenachhalle sei grad aus, sie müsse erst abwarten, ob sich dort nicht ein Krawall entwickelte, bei solchen Leuten weiß man ja nie, denn dann bräuchten sie alle Einsatzkräfte, aber sie solle sich keine Sorgen machen, sie würden sich um alles kümmern. Kimberly bedankte sich und legte auf. Apathisch ließ sie das Mobilteil wie einen Kreisel auf dem Wohnzimmertisch drehen. Sie drängte sich in ihr großes Kissen und zog die Beine dicht an den Körper. Minuten vergingen. Sie fühlte die Wände näherkommen. Die Decke sank ab. Bald saß sie nur noch in einer kleinen Kammer. Sie weinte, drückte sich ein Kissen ins Gesicht und sagte etwas, aber sie verstand selbst nicht genau, was sie von sich wollte.

Kim sprang auf und ließ den Bademantel fallen. Barfuß ging sie zu ihrem Kleiderschrank. Das klebrige Geräusch ihrer Füße auf dem Parkettboden begleitete sie. Etliche Kleider hingen aufgereiht an der Stange. Sie zog das erstbeste Set heraus und legte es über den Arm,

dann kramte sie in den Schubladen nach Socken und Unterwäsche. Sie zog sich noch vor dem Kleiderschrank an. Die Jeans war etwas zu weit. Sie fädelt einen Gürtel durch die Schlaufen und raffte ihn.

Im Badezimmer war es noch feucht und kühl. Sie putzte sich die Zähne. Das kalte Gefühl von Menthol ballte sich in ihrem Mund, als sie ausspülte. Sie musterte sich im Spiegel. Ihre Haare waren fast trocken, aber ganz zerzaust, weil sie vorhin auf dem Kopf gelegen hatte. Sie wusch sich die Hände, fuhr mit den Fingern durch die Haare und ging zurück ins Wohnzimmer.

Sie warf sich eine Sommerjacke über. Das Handy glitt in eine Tasche. Sie zog den Reisverschluss des Rucksacks zu und schwang ihn über den Rücken. Als sie gerade gehen wollte, schüttelte sie den Kopf, ließ den Rucksack wieder fallen und verließ die Wohnung.

Die Luft war kühl geworden und hinterließ ein unangenehm kaltes Gefühl auf ihrer Kopfhaut. Auf dem Parkplatz hinter dem Wohnhaus stand ihr Wagen unter einer Kastanie. Die Karosserie war vom Herbstlaub ganz verdreckt, an der Stoßstange bröckelte getrockneter Schlamm ab. Kim setzte sich ans Lenkrad. Als sie die Tür schloss, wurde es ganz still. Der Motor heulte auf, als sie den Wagen startete, ihr Diesel keuchte wie ein alter Mann. Sie drehte die Heizung voll auf, sodass warme Luft in die Fahrgastzelle strömte. Ihr wurde schwindelig, und sie schaltete die Heizung ab. Ruckartig bugsierte sie den Wagen rückwärts aus der Parktasche und streifte dabei fast den Van ihres Nachbarn. Der erste Gang klemmte. Das Getriebe knarrte, als sie die Schaltung mit Gewalt nach vorne drückte. Sie setzte den Wagen auf die Straße und fuhr auf die Westtangente. In einer halben Stunde konnte sie auf Claymore County sein.

Plötzlich fragte sie sich, was sie da machte, aber sie spürte, es war das Richtige. Irgendwie.

Die Stadt war still. Niemand war auf den Straßen unterwegs, sie

fuhr mit Fernlicht. Als sie die Vorstadt verließ und die Felder sich dunkel nach links und rechts erstreckten, zog Nebel auf. Sie blendete ab. Angestrengt achtete sie auf die Beschilderung. *A 18*. Bei der ersten Gelegenheit bog sie links ab. Sie schaltete das Radio ein. Der Suchlauf sprang hin und her und wechselte auf einen regionalen Sender. Eine Talkrunde. Ein Mann sprach von Sehnsucht. Aber sie hörte ihm nicht zu.

Ben sah zuerst nur etwas, das er für eine Spinne hielt. Sie schaute aus dem dunklen Eck hinter dem Brenner hervor und lag auf dem Rücken, die Beine seltsam verkrümmt – und von sich gestreckt. Eine riesige Spinne vermutlich, die irgendwer mit einer Schaufel erschlagen hatte. Mit der Schaufel. Ben packte den Griff fest und richtete das Blatt vor sich auf wie eine Lanze. Nach jedem Schritt erkannte er das Ding besser, aber was er sah, gefiel ihm nicht. Es war eine Hand.

Ben schob das Schaufelblatt unter die Hand und versuchte, sie anzuheben. Es ging nicht. Dann erkannte er den Arm. Die Schulter. Den ganzen Körper. Und auf einmal fiel ihm der penetrante Geruch auf. Er stieß mit der Schaufel in die Dunkelheit. Da war etwas Weiches. Stoff. Und Haut. Als sich seine Augen an das schwache Licht gewöhnt hatten, sah er den Körper genauer. Der Kopf lehnte abgeknickt an der Rückseite des Brenners, die Zunge herausgestreckt, die Augen waren leer. Die Beine waren zur Seite weggesackt, der linke Arm stand abgebrochen vom Körper ab, der rechte lag auf dem Boden, und die Hand reichte ins Licht, die Finger abgekrümmt, wie um etwas zu greifen, die Spinne. Die Haut war schwarz verfärbt. Das Gesicht des Mannes schien zu schreien, unnatürlich laut, der Unterkiefer war nach unten weggesackt. Ben starrte minutenlang auf den Körper. Er rührte sich nicht, und auch seine Gedanken verharrten still, als lauerten sie jemandem auf. Plötzlich wandte er sich ab,

schritt in den Raum hinein, fiel auf die Knie und übergab sich. Sein Erbrochenes vermischte sich mit dem Spülwasser. Ben atmete schwer. Die Luft wurde ihm knapp. In seinen Ohren rauschte es, sie verschlossen sich, und im Kopf hörte er sein Herz dumpf klopfen. Sein Sichtfeld bekam einen dunklen Rand, leuchtende Punkte flackerten auf und tanzten über den Boden.

Sein Atem wurde ruhiger. Er richtete sich auf, schwankte und stützte sich an der Heizungsanlage ab. Kalter Schweiß bildete sich auf seinem Gesicht und trocknete im Luftzug. Juckende Stellen blieben zurück. Mit dem Ärmel seiner Jacke schrubbte er über die Stirn. Sie brannte. Dann beschloss er, sich den toten Körper ein weiteres Mal anzusehen.

Sein Blick fiel auf die Rutsche des Wäscheschachts. Er muss hinuntergestürzt sein, dachte Ben, ist mit dem Kopf gegen den Brenner geknallt, hat sich das Genick gebrochen und ist hier verendet. Oder er war schon tot, ergänzte er. Und ein anderer hat ihn durch den Schacht in den Keller befördert, hat ihn entsorgt. Seit wann lag er hier schon? Die Haut zeigte Spuren von Verwesung. Ben wusste nicht, wie lange so etwas dauerte. Aber es war nicht erst gestern gewesen, das war ihm klar. Vielleicht vor einer Woche? Oder noch länger? Dann war es hier unten ziemlich warm, da mochte das alles schneller gehen, oder nicht?

Ben versuchte, zu erkennen, wie der Mann ausgesehen hatte. Nicht sehr groß, vermutete er, vielleicht eins siebzig. Er trug einen dunkel-farbigem Overall, darunter ein weißes Hemd. Das Schuhwerk war fest. Ein Arbeiter, dachte Ben. Auf dem Overall stand ein eingennähter Name. Ben ging in die Knie und rutschte näher. Er hielt den Atem an und beugte sich über den toten Körper. Er zitterte, erkannte den Namen aber immer noch nicht, rückte näher. Als er ihn lesen konnte, prägte er ihn sich ein, richtete sich schnell auf und verließ das dunkle

Eck.

Er stand wieder mitten im Keller. Der Raum kam ihm unfreundlich vor. Der Brenner summt wie ein giftiges Insekt. Ben musste hier raus. Er musste es den anderen sagen, dass er einen der Mitarbeiter des alten Claymore hier gefunden hatte. Todd Rogers. Doch er kam nicht mehr dazu.

Das Licht erlosch, Ben zuckte zusammen. Ein unangenehmes Quietschen, ein Kreischen. Der Spiegel fiel schwer ins Schloss. Etwas rumpelte oben und krachte. Ben stand in völliger Dunkelheit.

Und die Erinnerung kam zurück.

Clodette Mayfield hatte Mike Hansom und seinen drei Kumpeln den Rücken zugewandt und ging. Mike sprang auf und packte sie an der Schulter, schleuderte sie zu Boden. »Du bleibst hier, Schlampe!«, rief er. Ben und Thomas nickten sich kurz zu und verließen ihr Versteck. Ben sprang Mike ins Kreuz und riss ihn um. Thomas warf sich den drei anderen entgegen und fegte einen von den Füßen.

Ben drehte Mike auf den Bauch. Mikes Schuhe traten unaufhörlich gegen seinen Rücken. Ben schluckte den Schmerz hinunter und winkelte Mikes Arme an. Dann wurde er leicht. Jemand trug ihn. Er flog gegen einen Mülleimer. Es schepperte.

Clodette schrie. Thomas brüllte. Ben richtete sich auf. Ein wuchtiger Schlag traf ihn in den Magen. Er brach zusammen und krümmte sich vor Schmerzen.

Dann lag er da. Er hörte die Polizeisirenen.

Nein, das war nur ein Schreien in seinem Kopf. Ein grauenhaftes Sägen. Er drehte den Kopf hin und her. Es war, als würden ihm seine

Augen nicht mehr folgen können. Er sah alles verzögert, und der Ton wurde immer leiser. Es summte schrill.

Dann sah er den Boden, der sich unter ihm wegbewegte. Und einen Rücken. Er war schwer. Mühsam hob er den Kopf. Er hätte schwören können, dass er gerade wild um sich schlug und schrie, aber wieso hingen dann seine Arme so schlaff hinunter?

Mike beugte sich über Clodette. Sie lag am Boden, glaubte Ben. Aber vielleicht schwebte sie auch in der Luft. Wo war ihr Gesicht?

Jemand stand im Schatten. Jemand sah Ben, und seine Augen leuchteten ungläubig. Jemand steckte sich etwas ins Ohr. Ben streckte die Hand aus. Jemand ging weg.

Alles war schon weit fort. Thomas lag am Straßenrand. Wieso beißt er in den Bordstein?, dachte Ben. Er schmeckt doch so garstig und kalt. Bevor die anderen zutraten, schloss Ben die Augen. Er hörte Thomas in seinem Kopf.

Als er die Augen wieder öffnete, lief Mike neben ihm. »Da rein!«, sagte er. »Was?«, fragte Ben schwach. Mike grinste. Etwas schepperte. Man hielt ihm die Nase zu, er schnappte nach Luft. Es schmeckte so bitter.

Ben kam mehrmals am Boden auf. Er sah ein Licht am Ende des Tunnels. Jemand lachte gehässig. Dann verschwand das Licht.

Es war dunkel, und Ben hatte überall Schmerzen. Er schrie, so laut er konnte, aber niemand antwortete ihm. Er fuhr mit der Hand über den Steinboden. Seine Seite pochte wild, sein rechter Arm brannte,

als läge er auf einer Herdplatte. Er stand auf und schlug sich den Kopf. Vielleicht war er kurz ohnmächtig gewesen. Irgendwo war eine Treppe. Er krabbelte sie mühsam empor. Oben war es kalt. Er schlug gegen die Tür, mehrere Minuten lang. Dann verließ ihn die Kraft und er sackte zusammen.

Er dachte an Thomas. Er dachte an Clodette. Er dachte an Judy Laurin. Ihr Grabstein stand etwas schief. Er versickerte im Morast, und der saure Regen hatte ihn schon halb zerfressen (Salzsäure!). Ben sah hinunter auf den Sarg. Judy lag darin, aber sie war ganz klein. Ben ging hinunter und legte sich zu ihr. Der Sarg sank tiefer. Jemand schüttete Erde auf sie. Bald war es dunkel, und in der Finsternis sprach Judy zu ihm, so wie sie geklungen hatte, als sie noch ein Kind war. Und sie fragte, warum er ihr denn nicht geholfen habe, sie warte doch schon so lange darauf. Und er antwortete, dass sie sich doch selbst helfen könne, oder etwa nicht, schließlich war sie ja kein Mädchen mehr. Und Judy Laurin weinte, so wie sie geklungen hätte, wenn sie nicht umgekommen wäre. Durch eine Spritze. Ben fühlte sie in der Dunkelheit (Judy oder die Spritze?). Sie drang in seine Brust ein, immer tiefer und immer kälter (ein Schuss!). Immer mehr. Und Judy sagte, wenn er es wollte, könnten sie ruhig miteinander schlafen. Aber es ist doch so eng hier und dunkel, antwortete Ben, und sein Mund füllte sich mit Erde, als er sprach. Sie schmeckte bitter. Wie diese Pillen. Und alle Züge dieser Welt rauschten an ihm vorbei, er stand zwischen den Gleisen. Judy schaute aus allen Fenstern, den hell erleuchteten, und sagte, er könne mitfahren, keine Sorge. Beim nächsten Bahnhof halte sie an. Sie sage dem Schaffner Bescheid. Aber er solle ihr ein Geschenk mitbringen, das müsse er aus dem Keller holen.

Und Ben ging in den Keller.

Ben setzte sich auf den Boden und kauerte sich an die Wand. Er

zog die Beine ganz dicht an die Brust und versenkte den Kopf im Schoß. Die Insekten sollen weggehen, dachte er. Etwas krabbelte über seinen Arm. Er versuchte, es zu ignorieren. Auf seinem Kopf. Er schreckte auf und wischte es weg, aber es krabbelte immer noch. Obwohl alles schwarz war, sah er die Spinnen in der Luft hängen. Atmen, sagte er. Ein, aus. Ein, aus. Nur langsam, nur die Ruhe! Die Insekten summten immer noch, aber jetzt klangen sie eher wie eine Heizungsanlage. Der Rucksack!, dachte er. Er nahm ihn vom Rücken und öffnete ihn blind. Seine Hand griff hinein. Etwas krabbelte über seine Finger, er zuckte zurück. Nochmal. Er biss die Zähne zusammen und fasste erneut in den Rucksack. Er zog das kalte, zylindrische Ding hervor. Klick. Ein Lichtkegel erschien auf der gegenüberliegenden Wand. Es war der graue Putz, und kurz sah er Judys Gesicht darin. Sie weinte. Dann war sie weg.

Ben suchte die Treppe und fand sie. Im matten Schein der Taschenlampe sah er immer nur drei Stufen. Hinter ihm rumpelte etwas, kurz und heftig. Ein hohler Klang breitete sich im Keller aus. Ben suchte den Raum mit der Taschenlampe ab, deren Schein nervös von einer Stelle zur nächsten sprang. Alles sah so aus wie vorhin, die Waschmaschinen, das Spülwasser, der Brenner. Ben krabbelte weiter. Der Schein der Taschenlampe erreichte die gekrümmte Hand. Sie ging weiter über den Arm bis zu den beiden Körpern, die sich eng umschlungen hielten. Blut sickerte aus dem Eck. Ben kroch näher. Der andere Mann trug eine schwarze Livree. Sein Gesicht klebte an der Rückseite des Brenners, die Beine waren nach oben abgewinkelt. Die Zunge hing ihm seitlich aus dem Mund. Ben betrachtete die Livree. Die Kluft eines Butlers, an einer Stelle klaffte ein Loch (oder war es nur ein Brandfleck?). Rhett Stewart lag da vor ihm. Wieso lag er hier so plötzlich?

Ben wandte sich ab. Er musste hier raus. Irgendwie. Die Treppe

hoch. Um Hilfe rufen.

»Mr. Hastings«, sagte eine Stimme hinter ihm, er zuckte zusammen, drehte sich um. Der Lichtkegel zitterte unruhig. Der Mann in der Livree war verschwunden. Er hatte nicht mehr gelebt, schwor Ben. »Haben Sie meine Brieftasche endlich gefunden?« Er drehte sich wieder um. Niemand war da. »Sie haben versprochen, sie zu finden.« Jetzt stand der Mann in der Livree neben dem Brenner. Sein Gesicht war Pan, und er schnaubte heiß. »Brieftasche?«, stammelte Ben. Pan nickte quälend langsam. »Du hast versprochen, sie zu finden, hast du doch, oder? Immerhin bist du Detektiv. Und was für ein toller Detektiv du bist.«

»Machst du dich über mich lustig, Monica?«

»Nein, gar nicht. Wie könnte ich?«

»Du lachst doch.«

»Siehst du mich lachen?«

Ben setzte nach vorne und schlug mit der geballten Faust in das Bocksgesicht; es fühlte sich seltsam leicht an. Die Gestalt sackte zusammen, krabbelte über den Boden und kauerte sich in eine Ecke. »Ich hätte nicht gedacht, dass du so was tun könntest.« Monica weinte.

»Selbst schuld!«

»Dabei wollte ich doch nur, dass du meine Brieftasche findest.«

»Sie war weg. Jemand wird sie gestohlen haben.«

»Aber stattdessen schlägst du mich.«

»Was sollte ich denn tun?«

»Fühlst du dich jetzt stärker, Ben?«

Ben schluckte schwer. Er brachte keinen Satz mehr über die Lippen. Die Art, wie der Bock weinte, so elend hilflos, so klein und zart, brachte ihn zum Schluchzen. Er kniete sich neben Monica, und als er ihre Hand ergriff, rückte sie ein Stück weg. »Monica!« Er versuchte

es erneut. Diesmal ließ sie ihn. Er legte seinen Arm um ihre Schulter. »Es tut mir Leid, Monica«, begann er. Er meinte es todernst. »Ich habe nur an mich gedacht. Es ging nur darum, diese Brieftasche zu finden, dabei wolltest du etwas ganz anderes, oder?« Monica nickte und rieb sich die Augen. »Du wolltest, dass dir jemand hilft. Es ging um Mike.« Sie nickte erneut. »Hat er dir gedroht?«

»Er hat mich geschlagen.«

Monicas zarte Haut wich einem garstigen Fell, und ein beißender Gestank ging von dem Bock aus, den Ben umarmt hielt, jetzt hielt er nur noch sich selbst in der Umarmung fest und wiegte sich. Hin, her, hin, her, rhythmisch mit dem Poltern hinter ihm. Dem Poltern. Ben sah sich um. Er hatte die Taschenlampe fallen gelassen, als er Monica (wo war sie jetzt?) umarmt hatte. Der Lichtkegel fiel auf eine der Waschmaschinen. Sie rumpelte, bäumte sich ein letztes Mal auf und erstarb keuchend. Langsam öffnete sich die Tür der Waschtrommel, und das Licht der Taschenlampe glitzerte im Glas. Die Maschine läuft immer, dachte Ben. Er hörte zwei Stimmen aus der Trommel. Ein Mädchen und einen Jungen. Er krabbelte durch die Dreckpfütze, hielt sich mit beiden Händen an den Armaturen der Waschmaschine fest und blickte hinein. Erst war es dunkel, aber seine Augen gewöhnten sich daran.

Es war ein Hinterhof. Mit Garagen. Eine stand offen. Wäsche hing an einem Balkon und tropfte, eine Gardine. Zieh sie zu, die Vorhänge, lass die Läden herunter! Der Hinterhof ist nicht sehr schön, besser, du schaust gar nicht hin. Auf einem verdreckten Garagentor glänzte ein Graffito, es war hässlich und hatte mit Kunst nichts zu tun. Es schrie: *Kill the boyz & fuck the girlz!* Drei Jungen drängten ein Mädchen in den Hinterhof. Gefahr schwebte in der Luft. Ben ahnte es, doch er konnte (wollte?) sich nicht bewegen. Er fühlte sich sicher dort, wo er war, in der Wäschetrommel einer Waschmaschine,

die jemand im hintersten Eck des Hofes abgestellt hatte. Er lugte hinaus. Einer der Jungen war Mike Hansom, die anderen beiden seine namenlosen Schatten. Das Mädchen kannte Ben auch. Es war Sarah, Sarah Merryweather. Sie trug leger, so wie sie es immer tat, eine weite Jogginghose und einen Rollkragenpullover, es war schon Herbst geworden, aber eine Jacke hatte sie nicht an.

Mike drängte sie gegen ein Garagentor. Es rumpelte hohl, als sie dagegenstieß. Ben musste etwas zur Seite rücken, damit er sie aus der Wäschetrommel heraus noch sehen konnte. Ihre Augen waren mutig, fand er. Sie zeigte keine Angst, wusste aber, dass sie unterlegen war. Mike stemmte die Fäuste in die Seite. »Du hast mich angeschwärzt, Schlampe.«

»Nein, hab ich nicht.«

»Du hast behauptet, *ich* hätte diese scheiß Brieftasche gestohlen.«

»Hab ich wirklich nicht.«

»Judy sagt da etwas ganz anderes.«

»Die ist nur eifersüchtig auf mich.«

Mike gab ihr eine Ohrfeige, die durch den ganzen Hinterhof hallte. Irgendwo ging polternd ein Rollladen zu. Lass die Läden herunter!

»Eifersüchtig auf *dich*?«

Sarah nickte unterlegen. Sie wusste, sie hatte Recht, doch der Mut wich langsam aus ihrem Gesicht. Genau wie die Farbe. Nur der Handabdruck glühte noch rot. Kleine Schweißperlen bildeten sich auf ihrer Stirn. Ben sah sie noch von Weitem.

»Niemand beleidigt meine Judy. Das kostet dich was. Her damit!«

Sarah zögerte.

»Her damit!« Mike griff in Sarahs links Hosentasche und riss einen roten Ledergeldbeutel hervor. Gemächlich knöpfte er ihn auf, während seine Schatten drohend die Fäuste hoben. »Was haben wir denn da? Nen Fünziger! Ordentlich.« Mike steckte den Schein in seine

Gesäßtasche und leerte die Brieftasche ostentativ aus. Ausweise, Münzen und Kleinkram fielen auf den Boden, jedes einzelne mit einem eigenen Geräusch. »Aber nicht genug«, fuhr Mike fort. Er klang böse – genau wie das grelle Schnappen des Messers, das er aus seiner Tasche zog. Er hantierte geschickt damit. Die Klinge war sein sechster Finger (und Billy Oldfield fehlte ein Arm, dachte Ben). Sarah presste sich enger an das Garagentor, ganz so, als wollte sie sich durch das Blech hindurchdrücken. Es gelang ihr nicht, auch wenn Mike das Messer immer näher an ihr Gesicht führte. Als die Klinge ganz nah vor ihrem Auge war, hielt er inne. Sarah versteinerte. »Nicht genug«, wiederholte Mike. »Wie viel kannst du uns noch bringen?«

»H-h-hundert«, stammelte Sarah. Mike fuhr mit der Spitze des Messers über Sarahs bebende Lippen, über das Kinn, den Hals, die Brust, und Sarah ging in die Hocke und sank zu Boden, als wäre Mikes Messer eine Fernbedienung. Mit den Fingern suchte sie den Steinboden ab, wer weiß, was sie suchte, einen spitzen Stein vielleicht, doch sie fand keinen. Mehrmals tat Mike so, als würde er ihr ins Herz stechen, und er stöhnte immer auf dabei, sie zuckte zusammen. »Nein!«, schrie sie. Mike fuhr mit der Klinge in Sarahs Ausschnitt, und während das Mädchen schrie, schnitt er mit einem Ruck den rechten Ärmel ihres Pullis auf. Der hing nun in Fetzen. Sarahs Oberarm blitzte hindurch. »Wie ist das Wetter, Baby?«, fragte er. Dann riss er an dem Pullover. Er wollte ihre Brüste sehen. Wollte sie demütigen. Sarah hielt die Arme verschränkt vor sich, und Mike fuhr mit der Klinge an ihrer Pulsader entlang. »Zweihundert«, weinte sie. »Heute Abend. Ich bring es dir heute Abend.«

»Vielleicht komme ich ja auch bei dir vorbei, Schatz, wie wär's? Sind deine Eltern zu Hause?«

Sarah schüttelte den Kopf. Mike gab ihr eine heftige Ohrfeige, so-

dass ihr Kopf zur Seite wegkippte. Die blonden Haare hingen ihr ins Gesicht. Dann klappte Mike das Messer wieder zu. »Heute Abend«, sagte er noch. »Ich warne dich.« Und damit verschwand er. Seine Schatten folgten ihm.

Sarah blieb regungslos sitzen. Ben konnte den Blick nicht von ihren Brüsten lassen, die sie immer noch vor den Augen zu verbergen suchte, die durch die Jalousien spähten. Als sie kurz aufblickte, meinte Ben, entdeckt worden zu sein. Er schloss die Augen und duckte sich tiefer in die Wäschetrommel. Hoffentlich hat sie mich nicht gesehen, dachte er. Hoffentlich.

Als er die Augen wieder öffnete, war der Hinterhof verlassen. Vor dem Garagentor lag noch ein Fetzen von Sarahs Pulli.

»Wieso?«

Ben schrak zusammen.

»Wieso, Ben? Was bin ich für dich?«

»Sarah, ich ...« Sie saß bei ihm in der Wäschetrommel. Ihr Pulli war immer noch zerrissen. Von draußen fiel die Mittagssonne auf ihre Oberarme. Es war heiß hier drinnen.

»Was bin ich für dich?« Sarah kreischte, und ihre Arme schnellten nach vorne und packten Ben am Kragen. Die Trommel wiegte hin und her. »Wieso hast du mir nicht geholfen, Ben?«

»Sarah, ich war doch gar nicht da. Ich wusste von nichts.«

»Wieso nicht, Ben? Wegen Judy? Ist es wegen Judy?«

»Ich hab mir nichts vorzuwerfen.«

»Du toller Detektiv, du.«

»Das hat damit nichts zu tun. Versteh doch auch mal mich! Es war nicht leicht für mich. Und für Tom auch nicht.«

»Für Tom?«

»Thomas. Er hat ja auch ...«

»Seit wann nennst du ihn Tom?«

»Seit ...«

Und Sarah beugte sich vor und fiel über Ben her. Er wehrte sie mit den Armen ab, doch sie riss ihm Kratzer in die Unterarme. Ihre Fingernägel waren hart und scharf. »Wieso hast du es nicht gesehen, Ben? Wieso erst so spät, als alles verloren war?«

Die Trommel drehte sich, Ben und Sarah polterten wild durcheinander. Sie schrie und kratzte. Ben hörte Jahrmarktsmusik, es war wie auf einem Kettenkarussell, sie alle drehten sich im bunten Kreis, er und Sarah und Monica und Judy und Tom (Thomas!), und jemand zog an einem Schalter, Ketten klirrten, Ben fiel aus dem Sitz und kam hart auf dem Boden auf.

Alles war still.

Alles war dunkel.

Als er wieder zu sich kam, lag er im Keller auf dem Boden. Sein Magen verkrampfte sich, er kämpfte gegen den Würgereflex an und verlor. Keuchend lehnte er sich gegen eine der Waschmaschinen. Hinter dem Brenner lagen die beiden toten Körper. BUMM!, dachte er, ein wahres Feuerwerk! Er musste hier raus. Jetzt sah er klar, wenigstens für einen Moment, aber er hörte schon wieder alle Züge dieser Welt. Sie kamen näher, und Judy Laurin würde in den Fenstern sitzen. Wenn er nicht herauskäme.

Es war nicht wie damals in dem dunklen Keller, als die Tabletten die Nacht auf Jahre ausdehnten und er immer wieder hin und her lief in der Finsternis und sich Brandblasen an den Füßen bildeten, als erst später, so viel später das helle Licht erschien, das Viereck, und die Stimmen riefen.

Nein, es war nicht wie damals.

Diesmal musste er es alleine schaffen.

Kim schoss ein Hitzeschwall durch den Kopf, als sie den Fuß vom Gaspedal nahm und die Bremse bis zum Anschlag durchdrückte. Der Wagen rumpelte, das ABS sprang an. Nur wenige Meter vor der Brücke kam er zum Stehen. Die Brücke!, dachte Kim.

Sie stieg aus. Der Nebel hatte Stille mit sich gebracht. Schwefelgeruch lag in der Luft. Kim trat an den Ansatz der Brücke. Nur noch ein paar Eisenstreben schauten aus dem abgebrochenen Stein. Die Tannen in der Schlucht hatten sich vom Staub weiß verfärbt. Auf der anderen Seite sah sie die schwammigen Umrisse des Schlosses. Kim blieb ein paar Minuten stehen und blickte die Brücke an, die es nicht mehr gab. Sie dachte an die Kurznachricht. *FLUCHT UNMÖGLICH*.

Sie zuckte zusammen, als ein dumpfer Knall vom Schloss zu ihr herüberklang. Er hallte an den Felsen wider und verlief sich dann im Nebel. Ein Schuss? Wieder dachte sie an die Nachricht. *LEBENS-GEFAHR*. Bis jetzt hatte es in ihr noch einen kleinen Zweifel gegeben, eine Resthoffnung, dass diese Nachricht vielleicht doch nicht so ernst sein könnte, wie sie klang. Doch die eingestürzte Brücke, der Schuss, das alles nahm ihr den Mut. Sie setzte sich auf die Motorhaube ihres Wagens und holte tief Luft. Da war nichts, was sie tun konnte. Sie konnte nur auf die Polizei warten, und auch die konnte nichts tun, bis sie die Feuerwehr gerufen hätte, um jemanden mit einer Hebebühne auf die andere Seite zu setzen. Das könnte noch Stunden dauern. Aber verließ sich Adrian nicht auf sie? Vielleicht saß er irgendwo, verletzt, die Zeit wurde immer knapper, und er wartete darauf, dass sie plötzlich als Retterin erschien. Aber nein, das ganz sicher nicht. Er wusste doch, dass sie keine Heldin war, und er wusste auch, dass sie nicht über die Brücke käme, er hatte sie nur angeschrieben, damit sie die Polizei holte, sei nicht so dumm, Kimberly! Hast du wirklich geglaubt, du könntest das alleine durchziehen? Vergiss es!

Kimberly setzte sich in ihren Wagen. Das Lenkrad war ganz kalt. Sie drehte den Zündschlüssel, der Motor heulte auf. Vorsichtig setzte sie zurück und fuhr davon. Die Polizei wird sich darum kümmern. Adrian wird schon nichts passiert sein, du machst dir zu viele Gedanken. Und hör auf, dir vorzustellen, wie du ihn rettetest! Du bist Kimberly Wong, eine einfache, unglückliche Redakteurin eines mittelmäßigen Boulevardblattes, eine gescheiterte Existenz, du bringst es nicht, Kimberly. Leg dich lieber zu Hause auf deine Couch und sieh dir das restliche Nachtprogramm an, wen interessiert's? Dich? Ach, red doch nicht so einen Blödsinn, meine kleine Kimberly! Du bist, was du bist. Glaubst du, du könntest das ändern, wozu du gemacht wurdest? Glaubst du, die anderen haben das verdient, gerettet zu werden, nach all dem, was sie aus dir gemacht haben? Sie haben dich zu einer kleinen Maus gemacht, zu einer kleinen, weißen Maus, die immer über den Boden läuft und aufpassen muss, dass sie nicht zertreten wird, wenn sie die letzten Käsekrümel aufsammelt. Sie haben dich zu ihrer Hure gemacht, zu ihrer Zeitungsschlampe, ja, die Kopien hast du ganz toll gemacht, Kimberly, und übrigens, dein Artikel gestern war ja gar nicht schlecht, wir haben ihn ganz unten auf Seite 7 abgedruckt, toll, was? Du kleine, hässliche Schlampe, du! Du Fotze! Du kotzt mich an, Kimberly. KIMBERLY!

Ein kurzes, tiefes Rumpeln, ein Zischen, und Kimberly hing vornüber im Gurt. Er schnitt ihr ins Fleisch. Dampf stieg aus dem zerquetschten Motorraum auf. Laub rasselte auf dem Autodach. Es segelte in Zeitlupe an ihrem Fenster vorbei. Kimberly weinte. Tränen fielen in ihren Schoß und bildeten auf ihrer Jeans kleine Flecken.

Der Motor knisterte. Kimberly öffnete die Tür und fiel seitlich heraus. Im nebelnassen Gras blieb sie liegen. Auf dem Asphalt zeichneten sich Brems Spuren ab, sie hatte eine Schneise ins Gras geschlagen. Braune Blätter landeten auf ihrem Rücken. Sie sollen mich begraben,

dachte sie. Ganz tief begraben.

Nach einer Weile erhob sie sich und lehnte sich gegen die Karosserie. Ihr Handy hatte sie nicht dabei, sie würde wohl auf einen Wagen warten müssen. Vielleicht käme ja auch bald die Polizei.

Wo war sie? Irgendwo im Nebel hörte sie das Meer rauschen. Es konnte nicht weit sein. Ihr fiel ein, es gab da einen Klippenpfad. Über den gelangte man auch nach Claymore County. Ihr Vater war mit ihr mal ein Stück diesen Pfad entlanggegangen, doch nicht sehr weit, denn er wurde gefährlich im letzten Drittel, und außerdem gehörte er dort zum Grundstück des Schlosses, ein Gittertor versperrte den Weg. Nein, das würde sie nicht schaffen, es war zu gefährlich, vor allem bei dem Wetter. Gefährlich, pah!, sagte sie. Kim schlug die Wagentür zu und schloss ab. Sie klopfte auf die Motorhaube. Das Blech hallte dumpf. Dann schritt sie durch das hohe Gras davon, weg von der Straße, immer dem Meer zu. Der Tau auf den Halmen blieb an ihr haften. Sie war ganz nass, als sie den Strand erreichte.

An Thomas' Schlüsselbund befand sich eine kleine, aber starke Leuchtdiode, mit der man Schlüssellocher im Dunkeln besser finden konnte. Aber dass sie nicht ausreichte, um sich durch einen stockfinsternen Gang zu bewegen, das hätte er sich ja auch gleich denken können. Immerhin sah er überhaupt etwas. Trotzdem hatte Thomas sich den Kopf schon ein paar Male an einem Deckenbalken gestoßen.

Er hätte gerne gewusst, wo er sich inzwischen befand. Er lief jetzt seit mindestens einer halben Stunde durch die Wände des Schlosses, gut, vielleicht waren es auch nur zwanzig Minuten gewesen, aber auf jeden Fall länger als ihm lieb war. Oft war er kleine Trittleitern nach oben gestiegen. Irgendwann hatte er einen Ausgang entdeckt, der in Claymores Büro führte. Aber das war ihm nicht genug. Er wollte den Raum finden, von dem aus der Unbekannte seine Aktionen startete –

sofern es so einen Raum überhaupt gab.

Thomas dachte an Pan, der plötzlich auf dem Dachboden erschienen war. Irgendein Gang musste dort oben enden, hundertpro, und er glaubte, auf dem besten Weg dorthin zu sein.

Kühle Luft zog durch das Gemäuer. Der Gang war schmal, sodass Thomas gerade hineinpasste. Die Wände waren sporadisch verputzt, wenn überhaupt, und überall rieselte Staub von der Decke. Thomas fürchtete, jeden Moment könnte der Bocksgott vor ihm auftauchen und sein Messer schwingen. Die Spitzhacke lag gut in seiner Hand. Ein Schweißfilm hatte sich auf dem Griff gebildet. Irgendwie war ihm heiß.

Zu seiner Linken entdeckte er ein Muster in der Wand, das er vorhin schon einmal gesehen hatte. Es waren die groben Umrisse einer Tür, wahrscheinlich wieder ein Ausgang, dachte Thomas. Ein kleiner Riegel war vorgeschoben. Er löste ihn und drückte die schmale Tür auf.

Mondlicht fiel durch die Dachluken. Unter einem der Fenster hatte sich eine große Pfütze gebildet, die Holzplanken hatten sich vollgesogen. Von einem Querbalken hing ein Stück Kletterseil, das Ende war sauber durchtrennt. Thomas schluckte. Cecil! Er griff die Hacke fester und wollte sie voller Wut in den Boden rammen, doch er beherrschte sich im letzten Moment und zog die Tür leise wieder zu.

Keine zwanzig Meter weiter entdeckte er noch eine Tür, die, so vermutete er, in einen weiteren Dachboden führte, der sich direkt an den anderen anschloss. Das konnte es sein, das Versteck! Thomas sah sich in seiner Vermutung bestätigt, als er bemerkte, dass der Riegel aufgeschoben worden war. Die Spitzhacke vor sich gestreckt, stieß er die Tür sacht an. Lautlos schwang sie auf.

Das Licht einer Glühbirne blendete ihn. Er versuchte, die Flecken auf seiner Netzhaut wegzublinzeln. Bald hatte er sich an das grelle

Licht gewöhnt und wagte den ersten Schritt in das Versteck. Jedes noch so kleine Geräusch versetzte ihn sofort in Alarmbereitschaft. Vielleicht war er immer noch hier, dachte er.

Der Dachboden war keine zwei Meter hoch, bis sich ein Gewirr aus Balken über die ganze Decke spannte. Darüber ragte das schattenhafte Giebedach in die Höhe. Thomas streckte die Leuchtdiode nach oben und reckte sich, die Spitzhacke zur Abwehr bereit. Wenn sich dort oben jemand auf den Balken versteckte, hätte er eine ideale Angriffsposition. Doch da war keiner, hoffte er zumindest, denn die Glühbirne ließ die Balken unscharfe Schatten werfen, die er mit seiner lumpigen Diode nicht ausleuchten konnte. Mist! Er mahnte sich deshalb, die Ohren zu spitzen und peinlich genau darauf zu achten, ob sich über ihm etwas bewegte. Dann wandte er sich wieder dem Dachboden selbst zu.

Der Raum war bestimmt zehn Meter lang. Eine alte Regalwand trennte ihn in der Mitte bis zur Hälfte. In den quadratischen Regalen standen Fläschchen, anscheinend Acrylfarben, zusammengerolltes Papier, kleine Zinnfiguren, Würfel und etlicher anderer Kleinkram. Vor der Regalwand hatte jemand eine Kommode und zwei Werkbänke aufgebaut, auf denen auch noch allerhand nutzloses Zeug herumlag. Das Interessanteste und gleichzeitig auch Erschreckendste war der Liegestuhl, ein dünnes Gestell mit knallbunten Lederpolstern, so wie die Patientenliegen in Zahnarztpraxen vor fünfzig Jahren ausgesehen haben mochten. Auf dem Standfuß war etwas nachträglich aufgemalt worden: *Der blutige Zahn der Rache, 2055*. Davon hatte Thomas noch nie gehört, aber wahrscheinlich handelte es sich um einen schlechten Film, von dem der alte Claymore eine Requisite erstanden hatte. Thomas untersuchte den Stuhl genauer. Obwohl das Gestell vor Staub geradezu stand, waren die weinroten Polster gewischt worden, jedenfalls oberflächlich. An den Rändern erkannte er

noch Staubspuren. Sah frisch aus. Der Gedanke, dass vor Kurzem noch jemand in diesem Stuhl gelegen hatte, machte Thomas frösteln. Als er dann noch die Hand- und Fußfesseln sah, mit denen man den Patienten fixieren konnte, wich er einen Schritt zurück und zwang sich, in ruhigen Bahnen zu denken. Es ist kein Film, Thomas, dachte er. Das hat jemand absichtlich gemacht. Jemand wusste, dass du hier rumschnüffeln würdest, er hat ja extra den Riegel offengelassen, und dann hat er die alte Horrorrequisite ausgegraben und das alles mit einer Hundertwattglühbirne kontraststark inszeniert. Psychologisch fein ausgedacht! Thomas war kein Freund von Horrorfilmen, weil sich seine Phantasie stets mehr dazudachte, als gut für ihn war. Aber nicht mit ihm. Er hatte das Spiel durchschaut.

Er schüttelte den Kopf, wie um all die unsicheren Gedanken von sich zu schleudern wie Regen aus dem Haar. Es funktionierte. Mit klaren Gedanken untersuchte er den Stuhl genauer. Wenn man es sich recht vorstellte, so konnte in dieser kleinen Kuhle da in dem Polster eben noch ein Mensch gelegen haben. Er legte die flache Hand darauf. Es war kalt, aber was hieß das schon? Lederpolster bleiben nicht lange warm.

Sein Blick fiel auf die Werkbank. Neben all den umgekippten Farbfläschchen gab es noch andere. Aus Braunglas. Kleine Etiketten aus einem Nadeldrucker klebten daran. Ein Barcode. Ein paar unverständliche Zahlen- und Buchstabenkombinationen. Und ein Totenkopf mit zwei gekreuzten Knochen. Thomas hielt eines der Fläschchen vor die Glühbirne. Etwas Flüssigkeit schwappte noch darin. Er drehte die Plastikkappe ab und zögerte, hineinzuriechen. Der Totenkopf. Konnten die Dämpfe eines Gifts auch giftig sein? Er überlegte nicht lange, natürlich konnten sie. Sofern sie nicht auch nur Requisite waren, ergänzte er. Er beschloss, das Fläschchen seiner Nase behutsam zu nähern. Sobald er auch nur den Hauch eines beißenden Ge-

ruchs wahrnähme, würde er das Fläschchen sofort ... aber halt! Es gab auch geruchlose Gifte, nicht wahr? Ach, Teufel auch! Er schloss die Augen und roch in das Fläschchen.

Der Geruch war schwach, er kannte ihn. Nicht unangenehm, fand er. Aber auch nicht wohlriechend. Irgendwie bedeutungslos. Er dachte an Erkältungen, doch nicht an diese ätherischen Öle, mit denen man Dampfbäder anmischt, und auch nicht an alkoholischen Hustensaft, sondern an Halsweh. Immer wenn er Halsweh hatte, gurgelte er Salzwasser. Und das war es. Es roch nach Salzwasser. Also vielleicht doch eine Requisite? Und was war mit der Spritze, die auch noch auf der Werkbank lag? Und dem kleinen Rest an Flüssigkeit darin? Thomas torkelte rückwärts. Kalter Schweiß bildete sich auf seiner Stirn. Das war sie wieder, seine Phantasie. Dagegen war er machtlos. Schwarze Punkte tanzten mitten im Raum. Für eine Millisekunde überlegte er, sich in den Stuhl zu legen. Aber er zog doch den Boden vor.

Ben torkelte durch dunkle Gänge, und der Lichtkegel seiner Taschenlampe surrte über die kahlen Wände wie ein Insekt. Patsch!, dachte er. Ihm war nicht wohl. Er fühlte sich, als würde ihm jemand den Brustkorb eindrücken. Und wieso war ihm so schummerig? War es wirklich die Dunkelheit, die ihm so zu schaffen machte? Waren es die Gedanken an früher, an den Keller, an den Abend mit Clodette Mayfield und Thomas auf diesem Platz, mit Mike Hansom und seinen Schatten? Konnte das sein? Irgendwo hörte Ben Züge fahren. Er musste sich beeilen. Es war ihm, als müsste er auf den Gleisen laufen, schneller, Ben, sonst kommt der Zug von hinten und reißt dich mit. Er stolperte über eine Bahnschwelle und landete im Schotter. Die Taschenlampe rollte in einem Halbkreis davon. Als sie gegen einen Karton prallte, lag Ben im Lichtkegel. Er richtete sich auf, griff

nach der Lampe und leuchtete den Raum ab. Das war kein Gang mehr, sondern eine kleine Abstellkammer. Er untersuchte den Boden. Ein Besen lag quer hinter dem Eingang. Mist!, fluchte er, packte ihn am Stiel und schleuderte ihn quer durch den Raum. Es klang metallisch hohl, als er aufkam. Ben leuchtete dorthin. Ein verbeulter Spind stand an der Wand. Die schmale Tür war offen. Mehrere Plastikdosen und -flaschen lagen darin, alle etikettiert. Es waren verschiedene Putzmittel, auch ein paar härtere, die selbst den gröbsten Dreck wegätzten. Mit Salzsäure. Ben fiel Judys Grabstein ein, der halb im Morast versunken war und angefressen vom sauren Regen. Der Grabstein. Aus Marmor. Wie das Kaminsims. Und wie die Kugel, die nicht gehalten hatte, oben im Turm, am Geländer. Die Marmorkrümel, die es nicht gab. Der saure Regen hatte sie aufgelöst, die Säure. Marmor war nicht viel mehr als Kalk. Natürlich war nichts mehr davon zu sehen gewesen. Man hatte sie beseitigt. Er ging weiter.

Bald endete der Gang. Kalte Metallspornen führten aufwärts. Er leuchtete nach oben. Eine Holzluke versperrte den Weg. »Na gut!«, sagte er, klemmte sich die Taschenlampe zwischen die Zähne und erklomm die Leiter. Oben angekommen hielt er sich mit einer Hand fest, mit der anderen versuchte er, die Luke aufzudrücken. Sie gab keinen Millimeter nach. »Verdammt!«, fluchte er, während er sich ein letztes Mal mit voller Wucht gegen die Luke stemmte. Ein dicker, unbeweglicher Bolzen fixierte sie. Erfolglos kletterte er zurück nach unten. Er wurde kurzatmig und setzte sich hin, lehnte sich gegen die Wand. Der Putz bröckelte ab. Bestimmt war seine Jacke schon ganz weiß, dachte er. Irgendwie musste er den Riegel lösen, aufbrechen, sprengen, ja, sprengen, so hieß das in älteren Romanen. Aber wieso nicht? Eine Bombe wäre gut, er würde den ganzen Keller in die Luft jagen, ein Feuerwerk soll es werden, brennen sehen wollte er das ganze Haus, das ganze Land, wenn's sein musste. Und da fiel

ihm Billy Oldfield ein mit seiner Trockeneisbombe, mit der er dem Wagen des Direx gerade mal eine breite Delle verpasst hätte. Aber um einen Arm abzureißen, dafür reichte sie. Und für einen Bolzen, dachte Ben, würde sie auch reichen. Es war ganz einfach. Man brauchte eine Flasche, Wasser und Trockeneis. Flaschen gab es hier unten genug. Ben leerte ein Putzmittel aus. Wasser? Ja, neben der Höllenmaschine war der Haupthahn für die Wasserversorgung. Er wankte zurück durch die Gänge, sie waren ganz schön lang, Er fragte sich, wohin die Luke führen würde, spülte die Plastikflasche aus und füllte sie bis zur Hälfte. In dem alten Spind hatte er Panzerband gesehen, wahrscheinlich war es da, um Löcher in den Rohren provisorisch zu flicken. Dann fehlt ja nur noch Trockeneis, dachte er, und da begann sein Plan, brüchig zu werden.

Ratlos setzte er sich auf den Boden und lehnte sich an der Waschmaschine an. Er lauschte, ob hinter ihm nicht Mike Hansom schrie oder Sarah Merryweather ihm Vorwürfe machte. Doch diesmal blieb alles still. Trockeneis. Was war das überhaupt? Im Chemieunterricht war Ben nie eine Leuchte gewesen, zumindest in den oberen Klassen. Zu viele Zahlen und zu wenig Bumm, fand er. Aber im ersten Schuljahr, da hatte ihr Lehrer Dosen mit Knallgas zum Explodieren gebracht und brennendes Magnesium mit Wasser gelöscht, weil es so schön hell war. Und sie hatten Bodennebel hergestellt für eine Theateraufführung. Mit Trockeneis. Das ist gefrorenes Kohlenstoffdioxid, ja, das war es. CO_2 . Und dann war da etwas. Es war wie eine Bewegung, die man im Augenwinkel gerade noch wahrnimmt, doch war es keine Bewegung, sondern eine Gedanke. CO_2 . Diesen Schriftzug hatte er doch vorhin erst gesehen. Wo nur? Er taxierte den Raum und fand ihn auf dem Feuerlöscher. Das konnte die Lösung sein. In seinen Erinnerungen kramte er nach Fachwissen, aber alles, was er fand, waren Bruchstücke, die ihren Ursprung in irgendwelchen Inter-

netvideos hatten. Zu Billy Oldfields Zeit hatte er sich ein wenig mit diesen Trockeneisbomben beschäftigt, und er meinte, sich zu erinnern, dass man das Kohlenstoffdioxid gefrieren lassen konnte, wenn man es aus der umgedrehten Gasflasche strömen ließ. Die Frage war nur, ob das mit einem Feuerlöscher auch funktionierte. Einen Versuch jedenfalls war es wert. Er nahm ihn von der Wand, schleppte ihn durch die Gänge und positionierte sich unter der Holzluke. Er merkte, wie angeschlagen er war. Es gelang ihm kaum mehr, die Flasche anzuheben. Irgendetwas hatte man ihm verabreicht, so wie damals. Aber wer und was? Er hatte schon eine Weile nichts mehr zu sich genommen, vorhin etwas Gin. Aber niemand hatte die Gelegenheit gehabt, etwas hineinzumischen.

Der Gedanke, bald aus diesem Keller zu entkommen, beflügelte Ben. Er präparierte die Plastikflasche, sodass er sie nur noch gegen die Luke drücken musste, um sie dort zu befestigen. Dann atmete er tief ein, drehte den Feuerlöscher auf den Kopf und öffnete den Hahn. Obwohl seine Hände zitterten, gelang es ihm. Das Geräusch des ausströmenden Gases beunruhigte ihn. Doch der weiße Feststoff, der im Schein der Taschenlampe glitzerte, gab ihm Hoffnung. Nach einer Weile hatte sich eine Handvoll Trockeneis gebildet. Ben stellte den Feuerlöscher zur Seite, nickte, wie um seinen Plan noch einmal zu bestätigen, füllte das Trockeneis in die Flasche, schraubte sie zu und kletterte, so schnell er konnte, die Leiter hinauf. Bumm!, dachte er. Ein Arm ist weg. Fahrig klebte er die Flasche an die Luke und rutschte die Trittleiter wieder nach unten. Er ging in Deckung und hielt die Hände über den Kopf. In dem kurzen Moment, in dem nichts passierte, überlegte er sich, was er täte, wenn sein Plan nicht aufginge. Doch als die Flasche mit aller Wucht platzte und die ganze Holzluke den Schacht hinabpolterte, hellte sich sein Blick auf. Endlich! Ungeduldig kletterte er nach oben.

Das Geräusch von leichtem Wind, der durch Bäume fuhr, war das schönste seit Langem. Das kalte Gefühl auf der Haut tat ihm gut. Er wunderte sich, wieso er draußen war. Waren die Gänge unter dem Schloss tatsächlich so lang gewesen? Er befand sich im Pavillon, so viel erkannte er. Doch alles um ihn herum drehte sich unkontrolliert, als säße er immer noch auf dem Kettenkarussell. Er fiel hin, und plötzlich überkamen ihn Übelkeit und Verwirrung. Er robbte. Holz. Dann Gras. Nasses Gras. Schrie da jemand? Gras. Das Rauschen der Bäume im Wind. Es verging viel Zeit. Wind auf der Haut. Gras. Kaltes Metall. Schwerelos.

Mitternacht

Als Ben erwachte, spürte er gleich, dass etwas nicht in Ordnung war. Er lag in der Bibliothek, gut, aber wie er dorthingekommen war, diese Frage war es nicht, die ihn so verunsicherte, und auch nicht, dass er alles nur dumpf und verschwommen wahrnahm. Es waren vielmehr die Gesichter der anderen. Er hatte erwartet, in Augen zu blicken, die lächelten, als sie sahen, dass er erwacht war. Und ja, Thomas lächelte wirklich ein wenig, aber das war nur an der Oberfläche. Der Subtext sagte etwas anderes. Als Ben merkte, dass etwas Schlimmes passiert war, nahm er plötzlich wieder alles klar und deutlich war. Den Schwindelanfall, als er sich aufrichtete, verdrängte er. »Was ist?«, fragte er leise, um sich der demütigen Stimmung anzupassen, die auf der Bibliothek lastete. Thomas sah ihn traurig und verunsichert zugleich an. Adrian saß etwas abseits auf einem Schemel und knabberte nervös an seiner Hand. Arthur und Shirley hatten die Arme verschränkt und saßen auf zwei dicht aneinandergerückten Stühlen. Sie hatte sich an den Notar geschmiegt und weinte. Und Cecil? Der lag noch immer auf der Couch. Er war bleich, sein Atem flach, man sah kaum, wie der Brustkorb sich hob, eigentlich sah man es gar nicht, und Ben beschlich ein ungutes Gefühl, als ob es eben ungewöhnlich still geworden wäre. Vor Cecils Körper ging er in die Hocke und atmete tief ein. Nein, man sah ihn wirklich nicht atmen. Ben hatte Angst, nach Cecils Hand zu greifen. Angst vor dem, was er spüren würde. Er tat es dennoch. Die Hand war schlaff und fühlte sich rau an. Sie war schwer, dachte Ben. Und kühl. Er setzte sich auf den Boden.

»Alles in Ordnung?« Thomas und Ben schlenderten durch die Gänge, die von der Bibliothek aus durch das gesamte Schloss führten. In Bens Kopf schienen sich alle Geister dieses Anwesens den Frust von der Seele zu schreien. Er hörte Thomas kaum noch. Zu sprechen fiel ihm schwer. »Mhm«, antwortete er nur. »Es geht schon.«

»Wir waren nicht schnell genug. Wenn wir früher hier rausgekommen wären, hätte er es vielleicht noch geschafft.«

»Ich bin fertig mit den Nerven, Thomas.« Sie stoppten und lehnten sich einander gegenüber an die Wand. Ben hatte noch immer das Kellergefühl. Es gelang ihm kaum, zu realisieren, was um ihn herum geschah. Dass Cecil tot war. Dass er vielleicht auch bald tot sein würde. »Danke«, fügte er hinzu. »Dass ihr mich reingeholt habt, meine ich.«

»Du hast geschrien. Ich hab mir schon Sorgen gemacht. Wo warst du denn?«

»Im Keller. Jemand hat das Licht ausgemacht. Ich bin noch total fertig.« Er zögerte kurz. »Ich hab Dinge gesehen. Jemand hat mit mir gesprochen. Ich dachte, mir hätte jemand was verabreicht. Hab's aber doch noch irgendwie rausgeschafft.«

»Wir haben dich hinten am Rosengarten gefunden. Du bist in ein Gebüsch gekrochen. Zum Glück.«

»Wieso?«

»Du hast einen Wagen gefunden. Er war im Unterholz versteckt.«

»Einen Wagen?«

»Ja, einen kleinen. Arthur sagt, er gehört Bryce Donovan. Damit haben wir endlich unsere Bestätigung. Er hat seinen Wagen versteckt, damit wir ihn nicht sehen und keinen Verdacht schöpfen.«

»Ich ...«, zögerte Ben. Er sah nur noch Leichen vor seinen Augen. »Da lagen zwei Tote im Keller. Die beiden Bediensteten. Aber erst

war nur einer da.«

»Vielleicht hat er ihn erschossen. Arthur hat gesagt, dass er ganz leise einen Schuss gehört hat, als er unterwegs war.« Er überlegte.
»Dann ist der Kerl jetzt allein.«

»Wahrscheinlich. Komm, gehen wir noch eine Runde. Ich bin noch ganz zittrig.«

Die Gänge schienen ihnen endlos lang zu sein und viel dunkler als vorhin. Sie erzählten sich alles, was sie erlebt hatten, so detailliert, wie sie sich noch daran erinnern konnten. Die Einzelheiten waren schwer zu ertragen. Danach schwiegen sie für ein paar Minuten, aber das war nicht einfacher.

»Schau mal!«, sagte Thomas, als sie gerade an der Glasflaschensammlung vorbeikamen. »Jetzt lässt er sie alle los.« Sämtliche Flaschen lagen zersplittert am Boden, die Etiketten waren wild verstreut. »So ein Spinner!« Das knirschende Geräusch unter seinen Füßen beruhigte Thomas. Es war so gleichmäßig. Wie wenn man auf jungem Schnee läuft. »Aber nicht alle«, bemerkte Ben. »Schau mal! Eine ist übrig.« Venus war als einzige verschont geblieben. Sie wirkte ganz verloren als letzte unter den Göttern. Sie wird geweint haben, so ganz alleine. »Er hat es wohl nicht übers Herz gebracht, das Lieblingsglas seines besten Freundes auch noch kaputt zu schlagen.«

»Kranker Kerl. Aber ...« Thomas zögerte. »Aber er ist nicht der einzige hier. Hast du dir Cecil genau angesehen?«

»Ähm, nein, wieso?«

»An seinem Hals. Da waren Druckstellen.«

»Druckstellen?«

»Von zwei Daumen. Ich hab's mir genau angesehen, es kann nicht anders sein.«

»Du meinst«, Ben wurde leiser, »jemand hat nachgeholfen?« Thomas blickte sich um, um sich zu vergewissern, dass niemand sie

beobachtete. Dann nickte er.

»Aber wer?«

»Es kommen alle in Frage. Als ich vom Dachboden zurückkam, waren die anderen schon da.«

»Shirley war doch die ganze Zeit bei ihm.«

»Sie sagt, sie habe nicht gemerkt, wann es passiert ist. Zuerst kam Adrian von seiner Tour zurück, kurz darauf Arthur und dann ich. So nach zehn Minuten haben wir es bemerkt. Und noch ein paar Minuten später haben wir dich rufen hören.«

»Dann könnten es alle gewesen sein.«

»Für mich kommen nur Adrian und Arthur in Frage. Shirley ist total aufgelöst, ich glaube nicht, dass sie einfach so ihren Freund umgebracht hätte. Bryce kann es nicht gewesen sein, den hätten wir bemerkt. Bleiben nur die beiden. Adrian hat kein richtiges Motiv.«

»Arthur auch nicht. Dass er Dreck am Stecken hat, wissen wir ja. Cecil zu töten würde nichts mehr bringen.«

»Oder wir wissen noch nicht alles.«

»Kann sein.« Gedankenverloren starrte Ben das letzte Glas an. Venus. Der zweite Planet. Karten, die nicht das sind, wonach sie aussehen. »Wir gehen zurück.« Ein zarter Klang von Vorfriede klang in seinen Worten mit, der Thomas Mut machte. »Ich hab da eine Idee.«

»Wie kannst du nur an die scheiß Karten denken, Ben!« Shirley war ganz aufgelöst. Sie hätte sich am liebsten fortgezaubert, wusste Ben, und er glaubte, ihre Gefühle wirklich verstehen oder zumindest nachvollziehen zu können. Aber trotzdem war er der festen Überzeugung, dass sie aus dieser Misere nur entkommen konnten, wenn sie das Rätsel lösten. Ihm lagen hunderte Gründe auf der Zunge, warum er an die scheiß Karten dachte, aber er schluckte sie hinunter. Wenn er pampig wurde, verschlimmerte sich die Lage nur. »Wir haben vier

Karten, die nicht das sind, wonach sie aussehen.« Arthur zeigte Interesse und setzte sich zu Ben an den Tisch. Adrian starrte ins Leere und schien nichts um sich herum noch wahrzunehmen. Ben zwang sich, wegzusehen und weiterzureden; sonst wäre ihm vielleicht der Gedanke gekommen, dass es das Beste wäre, so zu tun, als gäbe es die Welt nicht mehr. »Wir haben sie im Planetarium gefunden. Ich dachte also, vielleicht hat es wieder was mit Planeten zu tun. Und ich glaube, das haben sie.« Er reihte die Karten nebeneinander auf. »Wir haben ein Herz-Ass, eine Kreuz-Sechs, eine Karo-Drei und eine Pik-Neun.«

»Stehen die Symbole für Planeten?«, fragte Arthur. »Herz zum Beispiel für die Liebe, also Venus.«

»Das hab ich auch erst gedacht, aber mir fallen für die anderen Symbole beim besten Willen keine Planeten ein. Kreuz vielleicht für Pluto wegen der Friedhof-Assoziation, aber dann ... Nein, ich glaube, die Nummern stehen für Planeten.«

»Sie meinen die Reihenfolge im Sonnensystem?«

»Ja. Neun wäre der letzte, also Pluto. Und Ass kann für Eins stehen. Das wäre Merkur.«

»Also haben wir Pluto, Merkur ... ähm ... Erde und ... Saturn.«

»Genau.«

»Also zurück ins Planetarium?«

»Nein nein, ich dachte eher an den Tisch hier.« Ben fuhr mit der flachen Hand über die Verzierungen. »Hier sind alle Planeten eingelassen. Und wenn ich das mal hier probiere ...« Ben drückte die Scheibe, die die Erde darstellte, kräftig nach unten. Etwas klickte. »Dann lassen sie sich mit viel Mühe nach unten drücken.« Als er losließ, schnappte die Erde zurück in die Ausgangsposition. Nun trat auch Shirley an den Tisch. Ihre Augenhöhlen waren geschwollen, ihr Haar ganz zerzaust. »Ich schlage vor, wir drücken die vier Planeten

gleichzeitig herunter, oder nein, besser in einer Reihenfolge. Zuerst Karo, dann Herz, Pik, Kreuz. Also: Erde, Merkur, Pluto und Saturn. Seht ihr sie?« Arthur und Thomas nickten. Ben wuchtete sich auf den Tisch, weil Merkur so weit in der Mitte lag, dass er die Scheibe vom Rand aus nicht gut erreichen konnte. »Ich nehme Merkur und Erde. Arthur, Thomas, bereit?« Die beiden nickten. »Auf drei fang ich an. Eins, zwei, drei.« Nacheinander drückten sie die Planeten kräftig in die Tischplatte. Es klickte laut.

»Hat es geklappt?«, fragte Arthur. »Ich sehe nichts.«

Ben untersuchte den Tisch. Das Klicken war aus der Mitte gekommen. Aus der Sonne. Er drückte sie sacht nach unten. Als er sie losließ, klappte sie nach oben weg. »Ein Geheimfach!«

»Was ist drin?« Arthur klang neugierig wie ein kleines Kind. Vielleicht war es die Hoffnung, endlich das Ende erreicht zu haben.

»Moment.« Ben zog einen schweren schwarzen Leinensack aus dem Fach und stellte ihn auf dem Tisch ab. Er war oben mit Paketband verschnürt und wog gut fünfzehn Kilo. »Ganz schön schwer!«

»Was ist es?«

»Es ist auf jeden Fall mal rund. Wartet, ich mach es auf.« Vorsichtig löste Ben das Band. Das fiel ihm schwerer als gedacht, denn seine Finger zitterten unentwegt, er bekam das Band kaum zu fassen. Als er es abgestreift hatte, öffnete er den Sack. Feiner Knoblauchgeruch strömte ihm entgegen.

»Eine schwarze Kugel?« Arthur schwang sich nun ebenfalls auf den Tisch und sah sich den Inhalt des Sacks von Nahem an. »Was soll das sein?« Die Kugel hatte etwa die Größe eines Bowlingballs. Von ein paar dünnen weißen Maserungen abgesehen, war sie pechschwarz, glattpoliert und glänzte edel im Licht. »Irgendein wertvoller Edelstein? Ist das der Schatz?« Arthur bewegte die Hände über der Kugel, als wollte er sie verzaubern. Ben stieg vom Tisch und ver-

schränkte die Arme: »Hm, könnte schwarzer Onyx sein.«

»Ist der wertvoll?«

Ben sah zu Thomas und schüttelte heimlich den Kopf. »Kostet schon was. Hat vielleicht auch Sammlerwert, das kann ich nicht sagen.«

»Dann ist das Spiel also zu Ende.«

»Ihre Augen leuchten ja so, Arthur. Darf ich vielleicht um ein bisschen mehr Pietät bitten?«

»Was? Äh, ja, natürlich.«

»Und? War das jetzt einen Mord wert?«

»Wie bitte?« Arthur richtete sich auf dem Tisch auf. Jetzt war er viel größer als Ben. Shirley wich bei dem Wort Mord instinktiv einen Schritt zurück und hielt die Hände zur Abwehr vor sich. »Sind Sie verrückt? Ich habe Cecil nicht umgebracht.«

»Von dem red ich auch gar nicht. Ich meine Claymore. Den haben Sie doch umgebracht, oder? Sie und die beiden Angestellten. Und Bryce. Und Cecil vielleicht auch.«

Nun erhob sich auch Adrian, hielt sich aber im Hintergrund. Shirley sah Ben angewidert an. »Wie redest du von Cecil? Er ist tot, kapiert du das nicht?« Sie wurde wütend. »Shirley, ich versteh das«, erklärte Ben. Als er bemerkte, dass Thomas sich eines der Gewehre schnappte, die an dem Sofa lehnten, atmete er innerlich auf und fasste neuen Mut. »Aber es spricht einiges gegen diese Herrschaften. Ich sag's vorneweg, Beweise hab ich nicht. Aber Hinweise.«

»Und die wären?« Arthur war in die Hocke gegangen, als er gesehen hatte, wie Thomas nach der Waffe griff. Er wurde offenbar nervös und begann, mit der Hand immer wieder über die Kugel zu streichen.

»Ich will versuchen, zu erklären, wie ich glaube, dass die Sache gelaufen ist. Also: Der alte Claymore hat euch erzählt, dass er all sein

Vermögen an gemeinnützige Organisationen spenden will. Das war euch natürlich nicht recht, und damit meine ich Sie, Arthur, Cecil, Rhett Stewart und Todd Rogers sowie Bryce Donovan. Also habt ihr beschlossen, die Sache zu beschleunigen und das Testament zu fälschen. Das sollte Bryce machen, weil er die Handschrift seines Freundes gut kannte. Ihr habt den Plan in die Tat umgesetzt. Bryce lockte Claymore unter einem Vorwand nach oben ins Turmzimmer. Er wusste, dass sein Freund eine Stütze beim Treppengehen brauchte. Er hat die Marmorkugel gelockert, sodass Claymore abrutschte und die Treppe hinabstürzte. Die Marmorkugel zersplitterte auf dem Boden. Ihr habt die Krümel mit irgendeinem sauren Putzmittel aufgelöst, damit es so aussah, als wäre die Kugel schon lange nicht mehr am Geländer gewesen. Doch etwas ging schief. Todd Rogers machte plötzlich nicht mehr mit, oder er hat euch erpresst, das ist jetzt egal. Ihr habt ihn beseitigt und den Wäscheschacht runtergeworfen, wahrscheinlich im Affekt; *ich* hätte mir jedenfalls einen anderen Ort ausgesucht, eine Leiche zu entsorgen. Dann hat Bryce das Testament gefälscht.«

»Und hat da gleich einen riesigen Fehler gemacht«, ergänzte Thomas. »Todd Rogers war zu diesem Zeitpunkt schon tot. Also dachte er, bräuchte er ihn auch nicht mehr im Testament zu erwähnen. Die Idee, dass das irgendwie seltsam sein könnte, den einen langjährigen Bediensteten zu entlohnen, den anderen aber nicht, die hatte er dabei wohl nicht.«

»War auch egal, denn das Testament hätte sowieso niemand gesehen, der nicht irgendwie in der Sache mit drinsteckte. Bryce jedenfalls wollte das Schloss verkaufen und euch am Gewinn beteiligen, Cecil und Sie. Immerhin hätten Sie bei dem Testament keine blöden Fragen gestellt. Cecil war nur ein Mitläufer. Ich glaube nicht, dass er irgendwas mit dem Plan zu tun hatte, außer, dass er ihn auch kannte,

und dass er bezahlt werden musste, damit er den Mund hielt. Dummerweise tauchte ein paar Tage später Claymores echtes Testament auf. Eigentlich hätte Ihnen das egal sein müssen, Arthur, denn sie hätten eine satte Beteiligung am Erlös des Schlosses erhalten. Aber anscheinend hat sich Bryce danach nicht mehr gemeldet. Sie befürchteten, er könnte sich abgesetzt haben, ohne Geld springen zu lassen. Und weil Sie mit sowas ja nicht zur Polizei gehen konnten, beschlossen Sie, den Schatz zu suchen, um für die ganze Mühe wenigstens etwas zu bekommen. Was Sie nicht wussten, war, dass Bryce das schlechte Gewissen gepackt hat, und dass er auch das zweite Testament gefälscht hat, um euch hierherzulocken und in die Todesfalle laufen zu lassen. Hier spielte dann auch Rhett nicht mehr mit, vielleicht war ihm die Vorgehensweise seines neuen Chefs inzwischen zu brutal. Bryce hat ihn erschossen und durch den Wäschschacht entsorgt.«

»Rhett ist tot?« Arthur schwitzte am ganzen Körper.

»Ja, Arthur. Er liegt im Keller. Tut mir leid.«

»Stimmt das?«, fragte Shirley den Notar. »War es wirklich so?«

In diesem Moment sprang Arthur mit einem Satz vom Tisch und auf Thomas zu. Er rempelte ihn so stark an, dass er das Gewehr fallen ließ, rückwärts taumelte und über den Wohnzimmertisch stolperte. Bevor Ben realisierte, was geschah, hatte Arthur die Waffe schon angelegt und zielte auf Ben. »Zurück!«, schrie er. Ben gehorchte. Er hatte über die Jahre schon ein, zwei Mal in den Lauf einer Waffe geblickt, und noch immer versetzte ihn das gähnende Loch so in Schrecken, dass er lieber all sein Hab und Gut auf der Stelle aufgegeben hätte, als den Knall des Mündungsfeuers nur hören zu müssen. »Sachte, Arthur. Sachte.«

Thomas rappelte sich auf. »Arthur, Arthur, hören Sie! Was soll das denn jetzt? Wir müssen zusammenhalten, ja? Wir kommen hier sonst

nicht runter.«

»Doch, ich schon.« Arthur klang selbst panisch. Er hätte am liebsten aufgegeben, das merkte Thomas, aber jetzt, da er mit seinem Alleingang bereits angefangen hatte, gab es kein Zurück mehr. »Es gibt den Küstenweg.« In der linken Hand hielt er das Gewehr. Der Lauf zitterte und schwankte unruhig hin und her wie ein Boot, das auf hohen Wellen treibt. Mit der Rechten umschloss er die Onyxkugel. Er versuchte, sie unter dem Arm zu tragen.

»Arthur, hören Sie auf!«, beschwor ihn Ben. »Die Kugel ist viel zu schwer. Damit stürzen Sie nur ab. Legen Sie das Ding hin, sie machen einen großen Fehler.«

»Mein größter Fehler war, Cecil zu erlauben, euch mitzubringen. Durch eure Rumschnüffelei habt ihr mir alles ruiniert.«

»Haben Sie Cecil umgebracht?« Shirley klang bitterernst, doch Arthur schüttelte nur den Kopf. »Ich will nur raus«, sagte er. »Macht die scheiß Tür auf!« Thomas ließ Arthur nach draußen. Der lief rückwärts, das Gewehr immer noch im Anschlag. Thomas überlegte, sich eine der anderen Büchsen zu schnappen, um Arthur auszuschalten, doch der hatte die Gruppe fest im Blick. Sie folgten ihm langsam nach draußen, weg vom Schloss. Auch Adrian ging mit, geistesabwesend, er wandelte wie ein Untoter.

Dicker Nebel hing über dem Garten. Man sah keine fünf Meter weit. Arthur lief vorsichtig, um nicht plötzlich über die Klippe zu stürzen. Hier, am Rande des Abgrunds, konnte jeder Schritt tödlich enden. »Arthur, legen Sie die Kugel weg!« Ben ging in Gedanken alle Möglichkeiten durch, die er hatte. Es waren nicht viele. Die einzige vernünftige Methode, Arthur auszuschalten, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen, ließ auf sich warten. Dicke Schweißperlen standen auf Arthurs Stirn. Lang konnte es eigentlich nicht mehr dauern.

»Da, hinter Ihnen. Da ist es.« Thomas zeigte auf den kleinen Weg,

der von dem Plateau hinunterführte. Er war uneben, steinig und nass. Wenn man nicht wirklich beide Hände frei hatte, um sich festzuhalten, war er der sichere Tod. »Wenn Sie da runtergehen, sterben Sie, Arthur, ist Ihnen das klar?«

»Ich will nicht ins Gefängnis. Versteht ihr das nicht? Ich will mein Geld. Aber ... aber der Alte hat uns beschissen. Er ist abgehauen und hat das Geld für sich behalten.«

»Haben Sie's denn so nötig, Arthur?«, fragte Shirley. Sie klang mitleidig. »Verdienen Sie so schlecht?«

»Es geht nicht darum, was man ... was man verdient. Es geht darum, was am Ende übrigbleibt.«

»Und das ist nicht viel?«

»Es ist nicht genug.«

»Geld ist nicht alles«, sagte Ben. »Haben Sie den Spruch schon mal gehört?«

»Schon t-tausendmal, B-Ben. Er ist s-so f-falsch.«

»Lassen Sie die Kugel los, Arthur! Sie müssen ins Krankenhaus.«

»Ach w-was, ich b-b-b-bin in Ordnung.« Die Kugel glitt aus Arthurs Griff. Dumpf kam sie im nassen Gras auf. Arthur wankte, seine Beine zitterten und knickten ein. »W-was ist das?« Er erbrach sich, krümmte sich auf dem Boden. »Sie brauchen einen Arzt«, erklärte Ben. »Die Kugel ist mit Kontaktgift eingerieben.« Ein Schatz, der nicht das ist, wonach er aussieht, dachte Ben. »Arthur, wir bringen Sie jetzt ...«

Was in den nächsten Sekunden geschah, konnte Ben selbst im Nachhinein nicht mehr genau wiedergeben, so unerwartet kam es. Er hätte sich gewünscht, schneller reagiert zu haben, doch als er realisierte, was Adrian da tat, war es bereits zu spät. Als Arthur nämlich zusammengekauert auf dem Boden lag, erwachte Adrian aus seiner Apathie, machte einen Satz nach vorne, trat Arthur in die Seite und

schnappte in Windeseile das Gewehr vom Boden auf. Und noch bevor Ben »Halt!«, schrie, hatte er angelegt und dem Notar in den Rücken geschossen. Der Knall prallte am Nebel ab, das Echo flatterte durch den Garten. Dann war für einen kurzen Moment alles still, und von unten hörten sie die Brandung rauschen. Das nächste Geräusch war das heisere Klicken des Verschlusses, den Adrian nach hinten zog, um die Hülse aus dem Lauf zu schleudern und die nächste Patrone vorzuschieben.

»Adrian, was ... was machst du da?« Shirley klang entsetzt. »Adrian!«, schrie Thomas. »Adrian, leg das Ding weg! Es ist alles okay, wir kommen hier raus. Aber leg das Gewehr weg, bitte!«

»Es tut mir Leid, Thomas«, stotterte er. Der Lauf des Gewehres schwankte zwischen Ben, Thomas und Shirley hin und her. »Aber ich muss es machen. Sonst krieg ich das Gegengift nicht.«

»Adrian, was redest du da?« Als Thomas bemerkte, wie Adrian den Abzug drückte, duckte er sich weg. Eiskalter Schmerz fuhr ihm in die Schulter, er wurde zurückgeworfen. Sofort stand Ben vor ihm und breitete zum Schutz die Arme aus. Thomas merkte, wie Adrian mit der Entscheidung rang, ein zweites Mal zu schießen. Die Hülse wurde aus dem Gewehr geschleudert. »Welches Gegengift?«, fragte er unter Schmerzen. Seine Schulter pochte, als würde jemand von innen mit einem Hammer gegen seine Knochen schlagen. Erst jetzt bemerkte er die staubigen Flecken auf Adrians Hose.

»Er hat mir ein Gift gegeben.«

»Wer?«

»Er sagt, ich bekomme das Gegengift nicht, wenn ich euch nicht töte.«

»Adrian, das ist Blödsinn.« Thomas dachte an den Liegestuhl und den blutigen Zahn der Rache, an das Fläschchen mit dem Totenkopf und dem Geruch nach Salz. »Hör zu, Adrian! Ich war oben auf dem

Dachboden. Er hat dir nur Salzwasser gespritzt. Ich weiß es genau. Er hat dich reingelegt.«

»Nein, Thomas, es wirkt schon. Mir ist schon ganz heiß.«

»Das ist nur Einbildung, Adrian. So wie ich Angst bekomme, wenn ich an Pan denke. Aber das ist Quatsch. Lass dich nicht von ihm verarschen!«

Adrian zögerte, doch immer wieder legte er das Gewehr an und war kurz davor, abzudrücken und Ben oder Shirley eine Kugel in die Brust zu jagen. Und vielleicht hätte er es getan, wenn er nicht von einem Rascheln abgelenkt worden wäre, das vom Küstenweg her kam. Die Figur, die sich aus dem Nebel schälte, war die einer jungen Frau. Als Adrian sie erkannte, hellte sich seine Miene auf. Verwirrt wich er einen Schritt zurück. »Kim? Kim, was machst du denn hier?«

Ben konnte sich nicht vorstellen, was in dem Mädchen in jenem Moment vorgegangen sein musste. Das erste, was sie sah, war ein Arbeitskollege von ihr, der mit einem Repetiergewehr auf drei verwahrlost aussehende Leute zielte, und zwischen den beiden lag ein toter Mann im Anzug neben einer schwarzen Kugel. Doch was auch immer sie dachte, sie entschloss sich dazu, sich direkt vor den Lauf der Flinte zu stellen und Adrian ins Gesicht zu sehen. »Was soll das?«, fragte sie. In der Frage klangen Verwirrung, Wut und Enttäuschung mit, und jeder, der nur einen Funken Mitgefühl in sich getragen hätte, wäre an dieser Stelle auf die Knie gefallen und hätte wie ein Kind zu weinen begonnen. Tränen trieben Adrian in die Augen. Kim rückte noch näher heran. Der Lauf des Gewehrs bohrte sich in ihre Brust. »Was machst du da, Adrian? Bist du verrückt geworden?« Ihre Stimme schwang ruhig durch die Luft. Selbst das entfernte, tiefe Rauschen hörten sie nicht mehr. Adrian wollte sprechen, doch seine Lippen bebten. Er ließ das Gewehr fallen, trat einen Schritt zurück. »Kim, ich ...« Er sagte ein paar Worte, aber niemand verstand sie.

Als Adrian, von einem Schuss getroffen, zurückgeschleudert wurde und leblos ins Gras sackte, zuckten Ben, Thomas, Shirley und Kim zusammen. Ben zog Thomas mit einem Ruck auf die Beine. Thomas' Gesicht verzog sich vor Schmerz. Instinktiv gruppieren sie sich und schritten langsam rückwärts Richtung Abgrund. Der Schuss war von hinten gekommen, vom Schloss her. Im Nebel sahen sie die blassen Umrisse einer Gestalt, die ein Gewehr angelegt hatte und mit langsamen Schritten auf sie zukam. Es klickte, eine Hülse flog davon. »Er schießt nochmal!« Es war Kim, die sich mit voller Wucht in die Gruppe warf und alle zu Boden rempelte. Ein Schuss löste sich, die Patrone kam zwei Meter neben Ben auf, Erde spritzte. »Hören Sie auf!«, rief Thomas. »Wir haben das Rätsel gelöst.« Sie rappelten sich wieder auf und blieben abwehrbereit. »Jetzt reicht es, Donovan!« Der Mann im Nebel lachte heiser. Shirley zuckte zusammen. Es war dieselbe Lache. Sie dachte an das heisere Krächzen in der Toilettenkabine. Panische Angst brach in ihr auf, aber sie versuchte, sich zu beherrschen. »Sie Schwein!«, brüllte sie. »Warum tun sie das?« Ihre Stimme überschlug sich.

»Aus Rache, nicht wahr?«, rief Ben. »Rache für ihren Freund?«

»Rache!« Der Mann lachte Ben aus. Er musste husten. »Rache war es wirklich. Ich habe *mich* gerächt. An all den raffgierigen, sogenannten Freunden, die den Hals nicht voll genug bekommen.«

»Und was ist mit Ihnen? Haben Sie sich nicht dasselbe vorzuwerfen? Das war Mord, und das wissen Sie. Und das alles nur, weil Claymore sein Geld lieber der Allgemeinheit spenden wollte.«

»Claymore? Mein Bester, was reden Sie da?« Der Mann kam näher. Der Schemen schälte sich weiter aus dem weißen Nebel, die Konturen wurden deutlicher, die Kleider, die Haltung, das Gesicht.

»Sie scheinen mir da einem gewaltigen Irrtum unterlegen zu sein. Aber was habe ich anderes von Menschen erwartet, die sich das Vermögen eines völlig fremden Mannes aneignen wollen!«

»Claymore!« Ben erkannte den Mann wieder, der auf einem Bild im Arbeitszimmer neben seiner Frau stand und in die Kamera lächelte, der neben seinem Freund Bryce, in den Sessel versunken, dem Kameramann mit einem Glas Hochprozentigem zuprostete.

»Sind Sie nicht Detektive?«, krächzte er. »Da habe ich aber mehr erwartet. Nun, ich fürchte, die Haudegen vom alten Schlag, die noch aus purer Leidenschaft Detektive waren, die gibt es nicht mehr. Nur noch geldgierige Heuchler mit schicken Visitenkarten. Pah!« Er spuckte aus. »Wer hat Sie mit dieser Blindheit geschlagen?«

Das war eine Ohrfeige. Für eine halbe Sekunde versank Ben in Selbstzweifel, vor allem, weil er erkannte, dass Claymore Recht hatte. Die Anhaltspunkte hätte es gegeben. Dass Bryce nach der Mordtat vom Erdboden verschluckt zu sein schien. Deswegen befand sich auch der Wagen hier: Bryce war bereits tot, der Wagen musste heimlich versteckt werden. Die perfekt gefälschten Testamente. Dass er sich in dem Schloss so gut auskannte. Die Venus, die noch immer in ihrem Glas hockte, weil es nur Claymore nicht übers Herz gebracht hätte, seine Lieblingsgöttin zu zerschlagen. Rhett Stewart hatte seinem Herrn von dem Mordplan erzählt, und gemeinsam hatten sie den Spieß umgedreht. »Gut, Sie haben Recht«, nickte Ben. »Wir haben nicht gut genug aufgepasst.« Claymore richtete die Waffe auf die Gruppe und kam Schritt für Schritt näher. Ben wusste nicht, wie groß der Garten war, aber früher oder später würden sie den Rand erreichen. Wahrscheinlich wollte Claymore sie hinunterdrängen. Denn wenn er jetzt schoss, hätte er nicht genügend Zeit, die neue Patrone nachzuladen, ohne dass seine Gegner ihn überrumpeln konnten. Andererseits aber wollte keiner riskieren, erschossen zu werden.

»Hören Sie, Claymore«, begann Thomas. Er wusste, es konnte nur schiefgehen, es auf diese Tour zu versuchen. Die ging nur im Film, und nicht einmal da sehr oft. »Ich kann sie verstehen. Die Menschen, die sie für Freunde gehalten haben, wollten sie umbringen. Da wäre ich auch sauer. Sie haben ihre Rache gehabt. Bryce ist tot, Arthur und Cecil auch.« Er versuchte, so objektiv wie möglich zu bleiben. Es war nicht einfach. »Auch Ihre Bediensteten. Aber was ist mit uns? Wir alle haben nichts damit zu tun. Shirley hier, sie war Cecils Freundin. Er hat sie nur mitgenommen, um uns etwas vorzuspielen. Ben und ich, wir wussten nicht, was hier gespielt wird. Und als wir es ahnten, wollten wir gehen. Aber wir konnten nicht, weil Sie die Brücke gesprengt haben.«

»Und ich wollte Adrian retten.« Thomas war erstaunt, wie ruhig Kim klang. Es beängstigte ihn beinahe.

»Den haben Sie auf dem Gewissen, Claymore«, warf Ben ihm vor. »Er hatte mit der Sache nichts zu tun. Er wollte nur rausfinden, was Cecil im Schilde geführt hat.«

»Ach, Kinder«, begann Claymore. »Kinder, ihr habt keine Anstalten gemacht, zu bereuen, was ihr getan habt. Ihr hattet nur noch das Rätsel im Sinn. Ihr wolltet den Schatz unbedingt.«

»Ja, weil wir dachten, das alles hier ist ein Spiel. Aber da haben wir uns wohl getäuscht.« Ben warf einen verstohlenen Blick über die Schulter. Das Gelände flachte leicht ab. Bis zum Rand des Plateaus konnte es nicht mehr weit sein. »Aber«, fuhr Ben leiser fort, »ich muss zugeben, dass ich auch etwas gelernt habe. Über die Vergangenheit.« Claymore blieb stehen. Er senkte das Gewehr leicht und sah Ben interessiert an. »Als Sie mich im Keller eingesperrt hatten, Claymore, oder ihr Butler, wer auch immer, da war ich meinen Erinnerungen hilflos ausgeliefert. Ich kann nicht sagen, dass es immer schöne Erinnerungen waren, aber es waren welche, und ich bin froh,

sie zu haben. Ich hatte sie fast vergessen. Erst die Dunkelheit erinnerte mich wieder daran. Und da wurde mir klar, wie wichtig es ist, sich die Erinnerungen festzuhalten. Durch Bilder. Filme. Oder meinetwegen auch in Gläsern.«

Claymore hielt die Waffe nun ganz gesenkt, aber sein Griff schloss sich noch immer fest um den Abzug. »Sie waren nichts mehr wert, seit meine Freunde mich verraten hatten. Sie haben mein ganzes Leben mit sich gerissen. An meinen alten Tagen hält mich nichts mehr.« Ben realisierte, wie Claymore in winzigen Schritten zurückwich. Shirley, Kim, Thomas und er setzten ein Stück nach.

»Und trotzdem haben Sie ein Glas aufgehoben, nicht wahr? Die Venus. Das ist ihr Lieblingsglas. Hat es vielleicht mit einer alten Liebe zu tun? Mit ihrer Frau? Vielleicht war ja die Luft in dem Glas, die Sie geatmet haben, als Sie gemeinsam mit ihr am Strand saßen und Sie sich zum ersten Mal küssten, oder als Sie ihr den Heiratsantrag gemacht haben. Ich weiß es nicht. Sagen Sie's mir, warum die Venus so wertvoll ist.«

»Sie liegen falsch, Mr. Detektiv. Es war der Tag, an dem ein Arzt uns anvertraute, dass wir keine Kinder bekommen konnten. Es lag an mir. Dabei hatte sie immer so gerne eine Tochter haben wollen. Aber es ging nicht. Und trotzdem hat sie mir an dem Tag geschworen, dass sie mich nie verlassen wird.«

»Sehen Sie, Sie klingen schon ganz sentimental.« Claymore war noch weiter zurückgewichen. Fast erreichte er die Stelle, an der Arthur und Adrian lagen. »Bereuen Sie es nicht ein bisschen, die anderen Flaschen zerschlagen zu haben? Was für Erinnerungen lagen noch darin?«

Claymore stoppte. »Viele. Schöne und hässliche.«

»Es ist wichtig, auch ein Andenken an die schlechten Tage zu haben, oder? Sie geben den guten mehr Gewicht.«

Der Lauf des Gewehrs hob sich wieder. Claymore legte an. »Ich hätte eine Flasche für heute aufheben sollen. Dumm, dass ich nicht daran gedacht habe.«

»Die wievielte Flasche wäre es denn gewesen?«

»Vierhundertneun.«

»Eine ganz schöne Menge. Ich muss gestehen, ich bin erst bei dreiundsechzig. Hoffentlich komme ich auch irgendwann so hoch.«

»Mit was?«

»Ich habe auch so was wie Glasflaschen. Eine Art Tagebuch.« Als Ben in seinen Mantel griff, um das Detektivlogbuch herauszuholen, legte Claymore auf ihn an. »Nur die Ruhe, ich mache ja nichts. Ich will Ihnen nur mein Logbuch zeigen. Unser Logbuch«, verbesserte er sich. »Für unsere Verhältnisse ist es schon ganz schön alt. Meine Eltern haben es uns geschenkt, als wir noch Sextaner waren.« Ben ließ die Blätter zwischen seinen Fingern flattern. »Riecht schon richtig alt. Die Seiten sind so was wie ihre Götter. Jede steht für eine eigene Erfahrung. Manche lese ich regelmäßig durch, andere mag ich nicht aufschlagen. So ist das eben, Sie kennen das bestimmt. Manche Gläser stehen in der Ecke, man versucht, nicht immer hinzusehen. Aber trotzdem weiß man, dass es sie gibt. Und das ist gut so.«

Claymore stand nun fast am Rand der Klippe. Der Lauf des Gewehrs zeigte wieder Richtung Boden. »Ja, solche Gläser gibt es. Ich werde eine neue Sammlung aufmachen. Ein paar Jahre bleiben mir ja noch.«

»Claymore, lassen Sie uns gehen!«

»Nein.« Claymore legte an. Im selben Moment klappte Ben das Buch zu, hielt es fest zwischen Daumen und Zeigefinger gepresst, holte aus und schleuderte es direkt auf den alten Mann zu. Die Seiten flatterten wie ein panischer Vogel. Der Buchrücken traf Claymore an der Schulter. Er stolperte nach hinten, riss das Gewehr in die Höhe

und drückte ab. Die Kugel schoss in den diesigen Nachthimmel. Ben sah Claymore hilfesuchend mit den Armen rudern. Als er blinzelte, war er verschwunden. Das Tosen der Brandung fraß den krächzenden Schrei auf.

Thomas und Ben tasteten sich zum Abhang vor. Sie erkannten nur die steilen Felsen, die unten aus dem Nebel stachen. Ben meinte, das Logbuch zu erkennen, das sich wild drehte, als es in den milchigen Schleier eintauchte und verschwand.

Sie setzten sich ins nasse Gras. Der Himmel über ihnen verbarg sich hinter einer Mauer aus Dunst. Feuchte Luft setzte sich auf ihren Gesichtern ab.

Die letzten Stunden waren hart gewesen, die nächsten Tage würden es noch werden. Die Zeit heilt alle Wunden, sagt man. Nur wie lange sie dafür braucht, davon redet niemand.

Als vor dem Schloss die Polizeisirenen ertönten, waren Shirley, Kim, Thomas und Ben im Garten eingeschlafen. Nur ein leiser Wind raschelte in den Büschen, doch auf ihren fröstelnden Körpern lag eine ungeheure, traumschwere Stille.

Die Morgensonne schien durch das Fenster ins Krankenzimmer. Draußen ging leiser Verkehr, die Vögel sangen im Park. Willington Lake lebte auf, und zu den fernen Stimmen unten auf der Straße mischte sich die Wehmut einer neu beginnenden Arbeitswoche.

»Ich muss hier raus«, nervte Thomas. »Sofort.«

»Der Arzt sagt, wir müssen noch einen Tag bleiben«, erklärte Ben. »Nein, wenn ich mich recht entsinne, sagte er: *mindestens* einen Tag. Zumindest für dich.« Ben verschränkte die Arme und wartete darauf, dass ihm Thomas, der im Krankenbett gegenüber lag, Recht gab und die Oberschwester nicht mehr mit redundanten Fragen belästigen würde. Kim saß neben den beiden auf einem Stuhl. Sie hatte ihn umgedreht und den Kopf auf die breite Lehne gelegt. Im Gegensatz zu Thomas und Ben hatte sie den Freitagabend fast schadlos überstanden – bis auf eine geprellte Rippe, die sie sich durch den Frontalaufprall gegen den Baum zugezogen hatte. Sie konnte von Glück reden, dass ihr sonst nichts passiert war. »So ein Durchschuss ist nicht ohne, Thomas«, erklärte sie. »Kannst froh sein, dass es dir nicht die ganze Schulter zerrissen hat.«

»Besser, du kurierst es jetzt richtig aus, als dass du nachher ständig Probleme damit hast«, fiel ihm Ben noch in den Rücken. Kim wandte sich an ihn. »Du brauchst hier nicht rumzuposen. Du hast von der Explosion noch genug Verbrennungen und Abschürfungen und was weiß ich noch alles. Und von der Vergiftung will ich gar nicht erst reden.«

»Ja, ich weiß, Kim. Danke für die Information.«

Thomas kratzte sich am Kopf. »Das mit dem Gift hab ich immer noch nicht ganz verstanden.«

»Kohlenstoffmonoxid«, erklärte Ben. »Das ist ein geruchloses, gif-

tiges Gas, das zum Beispiel bei Verbrennungen entsteht. Wenn man zu viel davon einatmet, kann man sterben, weil man nicht mehr genügend Sauerstoff bekommt. Vielleicht hast du das mal gesehen, wenn jemand einen Schlauch vom Auspuff in die Fahrgastzelle legt. Wenn man aber nur ein bisschen davon abbekommt, kann es zu Halluzinationen führen. Wie wenn man high ist. Manche machen das absichtlich.«

»Und der Keller im Schloss war voller Kohlenstoffmonoxid, oder was?«

»Ja. Vermutlich war die Heizmaschine leak, nachdem Todd Rogers dagegengedonnert ist. Ich kann echt froh sein, dass ich den Abend überlebt habe.«

»Das können wir alle.«

Ein paar Minuten herrschte verständnisvolles Schweigen zwischen ihnen. Jemand schob einen polternden Wagen an der Tür zum Krankenzimmer vorbei. »Sie haben Bryce Donovan exhumiert«, sagte Kim. »Ihr werdet's nicht glauben, aber Claymore hatte auf seinem Ausweis ein zwanzig Jahre altes Bild kleben. Der Arzt, der den Totenschein ausgestellt hat, hat das nicht gemerkt. Also hat der Bestatter einen vermeintlichen Fidelius Claymore abtransportiert. Er hat angegeben, dass nur Rhett Stewart bei der Übergabe anwesend war.«

»Und dann hat Claymore Donovans Wagen auf seinem Grundstück versteckt, um keinen Verdacht zu erwecken«, ergänzte Ben. »Ganz schön blöd«, urteilte Thomas abfällig. »Ich hätte ihn irgendwo anders abgestellt.«

»Tja, Claymore hatte wohl nicht viel Übung in so was. Wann ...« Ben zögerte. »Kim, wann ist denn die Beerdigung?«

»Adrian, Cecil, der Notar und die beiden Bediensteten werden übermorgen beerdigt. Alle zusammen. Auf dem Hauptfriedhof. Claymores Leiche hat man noch nicht gefunden. Sie wollen ein

Kreuz für ihn aufstellen.«

»Wie kommst du damit klar?« Ben wollte einfühlsam klingen, aber er hatte kein Talent darin. Kim nickte. »Es ist schon ein Schock. Aber ich glaube, ich werd's überstehen.«

»Du hast ihn gemocht, oder?«

»Ja, schon. Hab ich zumindest geglaubt.«

»Wie meinst du?«

»Na ja, ich dachte die ganze Zeit, ich wäre nur auf Claymore County rausgefahren, um Adrian zu helfen. Ja, das war's auch, natürlich. Er war mein Kollege, ich mochte ihn schon. Aber als die Polizei uns hinten im Garten aufweckte, da dachte ich plötzlich, dass es doch nicht so war. Ich glaube, eigentlich wollte ich mir nur selbst was beweisen. Mein Selbstvertrauen zurückgewinnen.«

»Und?«, fragte Thomas. »Hast du?«

»Ich werd den Job schmeißen. Ich will nicht mehr ins Büro zurück, das ist nichts für mich. Sonst fängt alles wieder von vorne an.«

»Was machst du dann?«

»Erstmal bleib ich eine Woche bei Shirley. Sie ist noch völlig fertig. Kann ich verstehen. Sie und Cecil waren schon eine Weile zusammen. Ich glaube, sie kann jetzt jeden Beistand brauchen.«

»Dann hast du jetzt ja auch genügend Stoff, um dein Buch zu Ende zu schreiben.«

Kim zögerte einen Moment. »Ja, vielleicht.« Sie klang unentschlossen. »Hm, andererseits. Erstmal brauch ich einen neuen Job. Mit hungrigem Magen schreibt sich's schlecht.«

»Hier in Willington Lake?«

»Bloß nicht. Nein, ich wünsch mir, mehr unterwegs zu sein. Was von unserem Land zu sehen. Bloß nichts, was jeden Tag gleich ist.«

Ben räusperte sich, blickte an die Decke und dachte nach. »Pff, da fällt mir beim besten Willen nichts ein.«

»Nicht? Warte mal!« Kim stand auf, ging zu ihrem Rucksack, der am Fußende von Bens Bett lehnte, und holte ein in Zeitungspapier eingepacktes Päckchen hervor. »Ich geb's mal dir, Ben, aber es ist für euch beide.«

»Für uns?«, fragte Ben erstaunt und nahm es entgegen.

»Ihr müsst entschuldigen, aber sie haben kein Geschenkpapier hier im Krankenhaus. Und die Bögen im Papierladen waren ziemlich hässlich.«

Vorsichtig zupfte Ben das von Klebestreifen zusammengehaltene Paket auf. Schwarzes Leder kam zum Vorschein. Dick, fleischig. Es roch nach dem Innern eines Sportwagens. Ben lächelte und zeigte Thomas das Geschenk. »Kim, danke!« Der silberne Schriftzug *Hastings & Grey* glänzte im Sonnenlicht. »Wow!«

»Ich dachte mir, nach deiner Rettungsaktion könntet ihr ein neues Logbuch brauchen. So was scheint ja lebensnotwendig zu sein, du alter Moralist, du.«

»Ich glaub's nicht, du hast ja sogar das alte Logo nachdrucken lassen. Aber wie ...«

»Ich hab im Grafikdesign gearbeitet, weißt du doch, Ben. So schnell vergess ich kein Logo. Selbst wenn ich's nur kurz am Rand der Klippe gesehen hab. Ich hab mir erlaubt, es ein bisschen aufzuhebschen.«

Thomas richtete sich auf. »Aber du hast keine Blumen draufgemalt, oder?« Kim lachte. Ben schüttelte den Kopf und zeigte Thomas den Umschlag. »Keine Blumen«, bestätigte er. Thomas kratzte sich den Kopf und zeigte auf den kleinen weißen Zettel, der unter dem Schriftzug hing. In einer verschnörkelten Schrift stand darauf: *& Wong*. »Ich wollte es nicht gleich draufdrucken lassen«, lachte Kim. »Immerhin, vielleicht ist *Hastings & Grey* ja geschützt.«

»Ich versteh nicht.« Ben stand auf dem Schlauch. Thomas grinste:

»Ich befürchte, ich verstehe schon. Ein Job, bei dem man viel unterwegs ist, was vom Land sieht und der nicht jeden Tag gleich ist. Wenn ich so grob drüber nachdenke, fällt mir da schon einer ein.« Kim setzte sich wieder auf den Stuhl und blickte die beiden Detektive erwartungsvoll an. »Und? Was sagt ihr?«

»Zu was?« Ben schüttelte verdutzt den Kopf und musterte den modifizierten Umschlag genauer. »Ach, *jetzt* versteh ich.« Ein breites Lächeln mischte sich in seine Gesichtszüge. »Ich denke«, fuhr er übertrieben fort, »also, ich will nicht voreilig sein, das muss ja alles genau durchgeplant werden. Zudem benötigt es die Zustimmung aller am Unternehmen beteiligten Unternehmer ...«

Thomas feixte. »Wenn er so redet, ist das ein *ja*. Herzlichen Glückwunsch, Kim.« Das Mädchen stand auf: »Wirklich?« In ihren Augen leuchtete ein abenteuerlustiger Glanz. »Echt wahr?«

»Ja«, stimmte Thomas zu. »Aber ohne Vertrag und den ganzen Scheiß. Wir sind Söldner. Renegades.«

»Und wir hassen Einkommenssteuererklärungen. Aber das ist okay, wir haben noch was beim Geheimdienst gut.«

»Beim Geheimdienst?«, fragte Kim. »Klar«, erklärte Thomas strahlend. »Von dem haben wir auch den dicken Sportwagen.«

»Sportwagen?«

»Ja, einen Tornado M4«, sagte Ben. »Jetzt sag bloß, du wolltest nicht nur wegen unserer unermesslichen Reichtümer bei uns einsteigen?«

»Ach, komm, für was hältst du mich?« Und wenn Kim jetzt ein Kissen gehabt hätte, dann hätte sie es auf Ben geworfen, und schillernde Daunen wären durch die Luft geflogen, Thomas hätte gelacht und Ben sich tausendmal entschuldigt, während draußen jemand hupte und schrie und die Vögel im Park sangen. Aber sie schluckte und dachte an ihre verlorenen Freunde, an die neuen Freunde und an all

die Tage, die noch kommen würden.

Thomas wunderte sich, wie eine jahrzehntelange Freundschaft nur so in die Brüche gehen konnte, dass Bryce tatsächlich den Mord an seinem besten Freund geplant hatte. War es allein das Geld gewesen? Oder war da noch mehr schiefgelaufen zwischen den beiden? Niemand würde es mehr herausfinden können. Er hoffte nur, dass es ihm und Ben nicht irgendwann genauso erginge.

Und Ben, Ben dachte an damals. Krampfhaft versuchte er, sich zu erinnern, versuchte, sich klar darüber zu werden, ob alles wirklich so gelaufen war, wie er es in dem Keller erlebt hatte, oder ob es nur ein Albtraum war, den man die ersten zehn Minuten nach dem Aufwachen noch für real hält und dann später froh ist, wenn man erkennt, dass alles wie immer ist. Er wusste es nicht. Vielleicht, dachte er, sollte er ein paar Briefe schreiben. An Clodette, die nach jener Nacht nicht mehr mit ihm und Thomas gesprochen hatte, an Sarah, sie musste vom Tod ihres alten Freundes erfahren, und an Monica, von der er wissen wollte, ob es damals wirklich nur um eine verlorene Brieftasche gegangen war oder doch um mehr.

Eigentlich, dachte Ben, waren sie doch alle Glasflaschensammler, jeder einzelne von ihnen, und das war gut so. Denn der Inhalt der Flaschen ist wertvoll und reift mit den Jahren. Aber aufpassen muss man, gut darauf aufpassen. Denn keine Erinnerung der Welt ist es wert, dass sie in tausend Scherben auf dem Boden verteilt liegt.

ENDE

ÜBER DIE TESTLESER

Dieter Stiewi wurde 1964 in Aachen geboren. Seit 1995 lebt er im Rhein-Main-Gebiet und ist als Maschinenbau-Ingenieur tätig. Er ist glücklich verheiratet und hat 2 Kinder. Seit 2005 veröffentlicht er Kurzgeschichten und Romane Phantastischer Literatur.

Selbständige Veröffentlichungen:

- Schygullas Geist – Kriminalroman, Noel-Verlag, Oberhausen/Obb. 2009, ISBN 978-3-940209-30-6.
- Rufe aus dem Verborgenen - Fantastische Kriminalerzählung, Projekte-Verlag, Halle 2007, ISBN 978-3-86634-255-2.
- Am Rande der Wirklichkeit – Kurzgeschichten, TRIGA – Der Verlag, Gelnhausen 2006, ISBN 3-89774-498-8.

sowie eine Vielzahl unselbständiger Veröffentlichungen in unterschiedlichen Anthologien, u.a.:

- Die Bestie vom Johannisthal, in: Agoraphobiastica, Chaotic Revelry Verlag, Köln 2009. ISBN 978-3-9812457-3-8.
- Der Eisonkel, in: Mord am Konradsberg, Schweitzerhaus-Verlag, Erkrath 2009. ISBN 978-3-939475-11-8.
- Nummer unbekannt, in: Jenseits der Grenzen, Noel-Verlag, Oberhausen/Obb. 2009. ISBN 978-3-940209-25-2.

www.Stiewi.eu

Stephanie Pelzer-Bartosch rezensiert seit vielen Jahren Hörspiele, Hörbücher und Sprachensoftware im Internet auf der Seite www.hoerspatz.de.